

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

Als ich noch zur Schule ging und deutsche Aufsätze schrieb, sagte meine Lehrerin immer:

"Nicht, daß deine Arbeiten schlecht sind, Britta, aber eines vergißt du stets: Jede Arbeit, auch wenn es nur ein kleiner Aufsatz ist, sollte eine Einleitung haben! Du springst kopfüber in dein Thema hinein, und vor lauter Eifer läßt du die einleitenden Worte weg!"

Ich glaube, meine Lehrerin hatte recht. Denn jetzt, da ich mich hingestellt habe, um alles zu erzählen, was ich im letzten Sommer erlebt, möchte ich gleich anfangen. Das geht aber nicht. Ich sehe ein, daß ich zuerst diese fatalen einleitenden Worte schreiben muß.

Also: Ich bin neunzehn Jahre alt, das heißt beinahe zwanzig. Ich wohne mit meinem Vater auf einer Nordseeinsel, die „Seehundrücken“ heißt. Schon mit zehn Jahren habe ich meine Mutter verloren. Meine gute, liebe Omi wurde mir eine zweite Mutter, und als sie im letzten Winter ihre guten Augen für immer schloß, war es ein schwerer Schlag für uns beide — für Vati und mich.

Von Omi habe ich alles gelernt, was ich kann — ich kenne mich im Kochen und in der Hausarbeit aus, und ich kann einigermaßen vernünftig mit dem Haushaltsgeld umgehen. Es war ein Segen, daß ich das alles gelernt hatte. Denn als wir Omi nicht mehr hatten, mußte ich plötzlich Hausfrau sein. Früher wohnten wir auch mit Tante Birgit zusammen. Sie ist Vatis Schwester. Seit einem Jahr unterrichtet sie an einer Schule in Kiel. Sie ist nämlich Lehrerin.

Hier auf Seehundrücken bin ich geboren, und hier habe ich immer gewohnt.

Früher hatten wir oft das Gefühl, wir wohnten ein bisschen außerhalb der zivilisierten Welt. Das hat sich geändert. Als der Strom der Sommergäste „immer größer wurde, bekamen wir einen feinen Badestrand mit Strandkörben und Wurstbuden und Eiswagen und solchen Sachen. Außerdem haben wir ein Kurhaus mit allem, was dazugehört.“

Unser Haus ist gemütlich, durchaus nicht elegant, aber nett und geräumig. Ganze acht Zimmer haben wir. Davon vermieteten wir jedes Jahr zwei bis drei an Sommergäste. Alle Menschen hier vermieten im Sommer Zimmer.

Vati ist Kunstmaler. Vor drei Jahren war er in Paris, weil er ein Stipendium erhalten hatte. Ich begleitete ihn und führte ihm den Haushalt. In Paris lernte ich Pierre kennen, und an meinem achtzehnten Geburtstag haben wir uns verlobt.

Pierre ist Verkehrsflieger. Seine Ausbildung hat er an der Fliegerschule in Bremen bekommen. Jetzt ist er Kopilot und ist in Hamburg stationiert. Daß ich Pierre kennengelernt, ist das Allerschönste in meinem Leben.

In Paris traf ich auch die Schriftstellerin Edda Callies. Ich nenne sie Tante Edda und habe sie ganz schrecklich lieb. Sie wohnt in Aachen, und zweimal hat sie den Sommer bei uns auf dem Seehundrücken verbracht.

Dann wäre nur noch Ellen zu erwähnen, meine dänische Kusine. Sie ist zehn Jahre älter als ich, aber trotzdem sind wir ganz dicke Freundinnen. Sie wohnt zwei Monate bei uns in Paris.

Somit, glaube ich, habe ich das Wesentlichste erzählt.

Und jetzt möchte ich von unserem letzten Sommer berichten. Von dem Sommer, als wir Marion kennengelernten.

Bevor Marion kam, passierte so allerlei. Eigentlich fühlte ich an einem hellen Frühlingsabend an. Vati und ich hatten gegessen, ich habe abgeräumt, und nun plauderten wir noch, wie beide. Wir sind gute Kameraden, können immer frei miteinander reden und verstehen uns wunderbar.

„Na, Brittchen?“ sagte Vati. „Du bist ein bisschen blaß um die Schnut. Geht es dir nicht gut?“

„O doch, Paps. Ich denke an Omi. Sie fehlt mir furchtbar.“

„Ja, das verstehe ich. Und wie, glaubst du, fehlt sie mir? Aber Britta, was würde Omi sagen, falls sie jetzt mit dir sprechen könnte? Weißt du das?“

„Ja“, nickte ich. „Sie würde sagen: „Köpfe hoch, Britta!““

„Eben! Und weiter: „Denk an all das Schöne, das wir zusammen erlebt haben! Denk an das, was ich dich gelehrt habe! Ich mußte euch verlassen, ich war alt, ich hatte das Leben hinter mir. Aber du, Britta, du bist jung, du kannst jetzt meinen Platz einnehmen und meine Arbeit tun. Tu das, Britta, und sei glücklich, weil du jung bist und so viel Schönes vor dir hast!“

„Ja, du hast recht, Paps. Das würde sie sagen. Und sie würde hinzufügen: „Gott segne dich, mein Kind!““

Wir schwiegen eine Weile. Endlich brach Vati das Schweigen: „Hör mal zu, Britta. Ich überlege etwas. Ich möchte dieses Jahr keine Sommergäste haben. Es würde dir zuviel werden.“

„Aber nein, Paps.“

„Doch, mein Kind. Du solltest dich nur einmal sehen! Dein Gesichtchen ist klein und blaß geworden. Du hast sehr tapfer durchgehalten, als Omi krank war, und nachher — ja, du bist tüchtig, Britta, du schaffst deine Hausarbeit sehr gut. Aber wenn du mal ein bisschen Zeit übrig hast, sollst du die faulenzen, Spaziergänge machen oder stricken oder mit deinen Katzen spielen oder...“

Wie auf ein Stichwort ging die Tür auf. Meine Siamkatze Columbine war auf die Klinke gesprungen und kam jetzt herein. Sie blieb vor mir stehen und miaute. Ich

wußte genau, was das bedeutete: Hole das Körbchen mit den Jungen und stelle es ins Wohnzimmer, dann brauche ich sie nicht einzutragen.

Columbines Wünsche sind bei uns Ge setz. Also ging ich in die Küche und holte den Rest der Familie. Es war Columbines dritter Wurf, wonig wie alle kleinen Kätzchen, aber ganz und gar unsägesisch. Hier auf dem Seehundrücken gibt es keinen standesgemäßen Ehemann für Columbine; sie lebt in einem freien Verhältnis mit dem gesuchten Kater beim Bäcker.

Columbine beschmutzte ihre Kinder,leckte sie ein bisschen, vergewisserte sich, daß alles in Ordnung war, und sprang dann auf meinen Schoß. Columbine ist nach siamesischer Art ein typische Einmannkatze. Gegenüber ist sie zurückhaltend, zu Vati und Pierre freundlich, wirklich liebevoll nur zu mir. Bis dahin war sie nie auf einen anderen Schoß als meinen gesprungen. Sie verlangt, daß ich selbst ihr das Futter gebe und ihr das Körbchen zurechtmache.

Ich streichele ihr den Rücken und plaudere weiter mit Vati.

„Aber Paps, wenn du nun mal wegfaßt, wäre es eigentlich nett für mich, irgend jemanden im Haus zu haben!“

„Erstens ist es gerade dies „irgend jemand“, das ich fürchte. Man weiß ja nie, was für Menschen man ins Haus kriegt. Zweitens hast du doch bewiesen, daß du allein sein kannst, Britta — muß ich dich daran erinnern? Drittens hast du Inken und ihre Eltern im Nachbarhaus und Freunde überall auf der Insel. Ich mag nicht daran denken, daß du für anspruchsvolle Sommergäste arbeitest. Gerade falls ich weg müßte! Man kann ja nicht wissen. Dann säßest du mit deinen neunzehn Jahren und der ganzen Verantwortung und Arbeit da. Nein, Britta, wir streichen die Sommergäste dieses Jahr!“

„Aber das Geld, Paps? Wie wollen wir es ohne das Geld schaffen? Denk an die Waschmaschine!“

„Dafür werde ich das Geld wohl zusammenpinsseln können.“

„Nun, ich weiß nicht so recht... Denk an alles, was wir letztes Jahr mit dem Sommergeld bezahlen konnten! Besäßen wir vielleicht den Fernseher ohne Sommergäste? Oder den hübschen Teppich im Wohnzimmer? Und das neue Dach auf dem Schuppen? Das alles haben wir doch mit unserem Sommergeld bezahlt.“

„Das stimmt schon. Aber du weißt auch, daß ich die beiden letzten Jahre viel besser verdient habe, seit es den Leuten klar geworden ist, daß Benno Dieters Freskogemälde restaurieren und sogar neue malen kann, wenn Not am Mann ist!“

Da hatte Vati recht. Damals in Frankreich hatte er zwei Kirchen restauriert. Seitdem hat er in Deutschland und Dänemark öfter ähnliche Aufträge bekommen. Selbstverständlich ist das sehr schön für ihn, doch für mich ist die Folge, daß ich meinen Paps manchmal wochenlang entbehren muß. Das mag ich nun gar nicht, Vati und ich haben

ausgeholt und mir gezeigt: den kleinen geschnittenen Buddha, die rote Lackschale, den silbernen Messingbecher — Dinge, die ihr Vater vor vielen, vielen Jahren aus China mitgebracht hatte.

Zum erstenmal machte ich selbst die Vitrine auf, zum erstenmal war ich es, die die Tassen auf ihren Platz stellte.

In diesem Augenblick wurde mir bewußt welchen Platz ich künftig ausfüllen mußte. Ja, zusammen mit dem Porzellan räumte ich auch etwas anderes weg: die letzten Reste meiner Kindheit, die Unbekümmertheit und die Sorglosigkeit.

Von jetzt an hatte ich die Verantwortung eines erwachsenen Menschen. Jetzt hing es von mir allein ab, ob Vati richtig versorgt wurde, ob unser Hciim gemütlich und gepflegt war, ob unser Geld vernünftig verwandt wurde.

Ich schloß die Vitrine. Ich schloß die Tür ab — hinter dem feinen Porzellan und hinter meiner eigenen Kindheit.

Inken war für ein paar Tage nach Bremen gefahren, und Columbine, ihre Kätzchen und ich waren allein. Eigentlich nicht ganz allein, denn abends kam meine Freundin Inken und übernachtete bei mir. Vati war ruhiger, wenn er mich nicht muttersseelen allein wußte, obgleich unsere Insel der friedlichste Ort auf der Welt ist.

Inken und ich sind von jehher die besten Freundinnen gewesen — seit wir in unseren Kinderwagen saßen und unsere Mütter Erfahrungen über Babykost und Windelqualitäten austauschten. Es war nett zu wissen, daß Inken jeden Abend kam. Ich machte dann Feuer im Kamin und kratzte irgendwas Gutes aus der Speisekammer zusammen, und wir plauderten leise und vertraulich, wie schon oft.

„Du, Britta“, sagte Inken eines Abends, „ist es nun wirklich euer Ernst, diesen Sommer keine Gäste zu nehmen?“

„Scheint so. Vati meint, es würde mir zuviel.“

„Schade“, sagte Inken.

„Wieso?“

„Ja, weißt du, bei uns ist alles vergeben; die ersten Gäste kommen schon in wenigen Tagen. Heute bekamen wir einen Brief von einer Dame, die wir gern genommen hätten. Dann dachte ich, falls ihr es euch anders überlegt hättet...“

„Warum möchtest ihr sie so gern haben? Kennt ihr sie?“

„Nein, nur ihr Brief gefiel uns. Ich habe ihn mitgebracht. Bitte sehr, lies ihn doch!“

Ich las, Inken hatte recht. Es war ein reizender Brief, ganz persönlich und freundlich geschrieben. Außerdem gefiel mir die Handschrift. Wenn man etliche hundert Briefe von Menschen gelesen hat, die ein Sommerquartier suchen, kriegt man Uebung im Beurteilen von Handschriften. Es handelte sich um eine junge Frau, die ein Zimmer für sich und ihr vierjähriges Töchterchen suchte. Die mag ich nun gar nicht, Vati und ich haben

überlegt, ob sie sich nicht besser anpassen würde.

Als ich den Brief zum dritten Male gelesen hatte, war mein Entschluß gefaßt. Ich kramte Briefblock und Kugelschreiber heraus und schrieb Frau Bernadette Grather, daß sie bei uns ein Zimmer haben könnte. Es würde gut passen, wenn sie in drei Wochen käme. Frühstück könnte sie haben, und wie es sich mit den übrigen Mahlzeiten arrangieren

„Verschwinde bloß. Ich komme gleich, werde nur ein bisschen Ordnung machen.“

Inken gähnte herhaft und ungeniert und machte sich aus dem Staube. Kein Wunder, daß sie müde war. Sie arbeitete als Büro- und Ladenhilfe. Der Montag ist immer ein anstrengender Tag für sie, und heute war Montag.

Ich räumte Obsttellerchen und Limonadengläser weg und machte die Tür auf, damit Columbine ihren Abendspaziergang machen konnte. In dem Augenblick, als ich zurück ins Wohnzimmer kam, läutete das Telefon. Vati rief an.

„Wurst du schon im Bett?“

„Nein, aber beinahe. Wie geht's?“

„Großartig. Ich rufe an, um dir zu erzählen, daß ich einen Riesenauftag bekommen habe. Du darfst die Waschmaschine als gesichert betrachten.“

„Oh, großartig! Und was für Wände wirst du jetzt beklecksen?“

„Schäm dich! Du kannst dich auf etwas gefaßt machen, wenn ich nach Hause komme! Im Ernst, mein Herz: Ich werde das neue Rasthaus in ... in ... ach wie hieß das Kaff doch gleich? ... auspinseln.“

„Ich gratuliere, Paps. Wann fährst du?“

„In zwei, drei Wochen. Ich komme also übermorgen nach Hause ... ach nein, war mal ... könntest du deine Raubtiere bei Inken in Pension geben? Für einen Tag oder vielleicht zwei? Dann kommst du her und siehst die Waschmaschinen an, mit mir zusammen!“

„Na, und ob ich das kann! Ich fahre morgen mit dem Vormittagschiff ab.“

„Fein! Ich hole dich am Bahnhof ab, ja, ich weiß schon, mit welchem Zug du dann Anschluß hast. Gehen wir morgen abend in das Goethe theater, Britta?“

„Halt, halt Paps!“ rief ich in den Hörer. „Du hast noch nicht das Honorar! Es ist dein Glück, daß ich komme und auf dich aufpasse. Furchtbar, daß ich dich nicht besser erzogen habe, du alter Verschwender!“

„Von wegen Erziehung, du freches Gör! Ich werde dir...“

„Nu, hören wir auf, Paps. Telefonieren ist teuer!“

„Du bist scheußlich vernünftig. Also gut — morgen mit dem Vormittagschiff. Gute Nacht, Britta!“

„Gute Nacht, Paps. Danke für deinen Anruft. Ich freue mich auf morgen!“

Als ich den Hörer aufgelegt hatte, sah ich, daß ein Stück Papier von der Zugluft auf den Fußboden geflogen war: der Brief von Frau Grather.

Ich setzte mich hin und las ihn noch einmal, jedoch langsamer und genauer.

Ein Wort machte mich stutzig.

„Ich glaube nicht, daß meine kleine Elaine genannt sein wird.“ Das war doch eine komische Wendung! Warum schrie sie nicht „lästig“? Und genannt französisch geschrieben.

Sie hieß Bernadette. Ein französischer Name.

Jetzt studierte ich den Brief mit Adlerblicken. „Mein Mann ist Kameramann...“

Das Wort „Mann“ war ein wenig verschmiert; es sah aus, als hätte sie versehentlich ein „r“ statt in geschrieben. Hätte sie bei „mar“ geschrieben?

Die Kleine hieß Elaine. Auch französisch.

Wäre es wohl möglich, daß Frau Grather eine gebürtige Französin war? Französisch als Muttersprache hatte? So daß wir französisch miteinander reden könnten? Das war es ja, was ich immer vermisste. Ich wollte doch so gern lernen, die Sprache meines zukünftigen Mannes fließend zu sprechen!

Als ich den Brief zum dritten Male gelesen hatte, war mein Entschluß gefaßt. Ich kramte Briefblock und Kugelschreiber heraus und schrieb Frau Bernadette Grather, daß sie bei uns ein Zimmer haben könnte. Es würde gut passen, wenn sie in drei Wochen käme. Frühstück könnte sie haben, und wie es sich mit den übrigen Mahlzeiten arrangieren

mischt. Sonst dachte er doch immer zuerst an mich!

Nun ja. Mein Vati ist Künstler, und mit Künstlern muß man eben Nachsicht haben. Außerdem ist er der liebste Mensch auf der Welt.

Als wir zu unserer Pension zurückkamen, lag dort ein Bescheid für Vati. Er sagte nichts, wanderte aber zielbewußt in Richtung Telefon.

Als er zurückkam, strahlten seine Augen.

„Nun, Paps, war es was Nettes?“

„Unbedingt. Aber ich muß noch zwei Tage hierbleiben. Dann ist es wohl besser, daß du dich nach Hause trollst und den Elektriker bestellst, damit unser Waschwunder so bald wie möglich aufgestellt wird.“

„Wann kommst du denn, du unsolider Wandschmier?“

„Britta! Hüte deinen Mund, sonst...“

„Unsinn, ich bin zu alt, um Hau zu kriegen. Also, wann kommst du?“

„Mit dem Abendschiff am Samstag, du Frechling. Ich möchte Beefsteak zum Abendessen. Frechlich, wenn ich bitten darf. Und nacher Obstsalat.“

„So, das möchtest du. Nun ja, ich werde mal sehen, was sich machen läßt — da du die Waschmaschine spendierst hast. Du bist trotz allem ganz sympathisch, Paps!“

Zu Hause ging ich sofort ans Sauber machen. Das Haus sollte blitzten, wenn Frau Grather kam. Falls sie kam!

Am folgenden Tag erhielt ich ein Telegramm: „Herzlichen Dank für Brief. Mit Bedingungen einverstanden. Ankunft achten Mai. Gruß Bernadette Grather.“

Ja — nun würde sich zeigen, was Vati zu meiner eigenmächtigen Handlungsweise sagte!

Ich putzte die Fenster des Südimmers, bis sie vor Sauberkeit strahlten, bohrte

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Presserecht: Prometheusverlag, Gröbenzell

1. Fortsetzung

Ich war sehr froh, daß Frau Grather kommen würde. Heute abend wollte ich Vati beichten, daß ich hinter seinem Rücken gehandelt hatte.

Vati drehte sich um — zu einer Dame, die neben ihm an der Reling stand. Als das Schiff näherkam, fing mein Herz an zu klopfen. Die Figur kannte ich doch — und den Mantel mit dem Nutriakragen — und vor allem kannte ich die Augen und das Lächeln...

Ich winkte mit beiden Armen, ich schrie so laut, daß die Leute auf dem Kai sich umdrehten und lachten: „Tante Edda! Tante Edda!“

Nicht Vati bekam die erste Umarmung, als sie über den Landungssteg kamen, sondern Tante Edda.

„Britta, mein Mädchen, wie geht es dir?“ „Gut, Tante Edda, prima! Und du? Was in aller Welt willst du auf dem Seehundsrücken?“

„Mit dir und deinem Vater Beefsteak essen.“

„Und was noch?“

Vati lachte. „Ja, was glaubst du?“

Ich guckte ihm in sein verschmitztes Gesicht.

„O Paps, du alter Schlauberger! Das war dein Telefonat! Deshalb hast du kein Wort darüber gesagt, daß ich allein sein müßte, wenn du wegährst! Du hast Tante Edda als Kindermädchen für mich angestellt!“

„Genau das.“

„Paps, du hast ab und zu gute Einfälle. Komm, Tante Edda, ich habe mir Inkens Ponywagen geborgt. Ich werde euch standesgemäß nach Hause fahren.“

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Frau Callies“, sagte Vati. „Das Pony kennt den Weg. Es geht trotz Brittas Fahrkünsten richtig.“

„Du verdienst gar nicht, daß ich so lieb zu dir bin, Paps“, lachte ich. Dann fuhren wir nach Hause. *

„Warum in aller Welt hast du Frau Callies nicht das große Zimmer gegeben?“ fragte Vati. Ich hatte in Windeseile das Ostzimmer gerichtet.

„Paps, das kleine Zimmer ist sauber und alles in Ordnung. Wenn du, ohne einen Piep zu sagen, Gäste mitbringst, kannst du nicht erwarten, daß alles tipptopp ist.“

„Ich schlafte sehr gern im kleinen Zimmer“, lächelte Tante Edda. „Ich liebe doch die Morgensonnen!“

Damit war diese Schwierigkeit überwunden. Noch ahnte Vati nicht, daß das große Zimmer für drei Monate vermietet war. Vor erst kam er auch nicht dazu, es zu ahnen. Jetzt beichten, da Tante Edda gekommen war? Bei Vati konnte man nie wissen...

Als Tante Edda und ich allein waren, erzählte ich es ihr.

„Ja“, sagte Tante Edda, „das wird aber viel Arbeit für dich, Kind. Dein Vater hat mich beschworen, drei Monate hierzubleiben, und ich habe meine Wohnung an zwei Studenten vermietet und meine Schreibmaschine mitgebracht. Ich habe die Absicht, mein neues Buch hier zu schreiben. Vielleicht kannst du mir Anregungen geben!“

„Wunderbar, Tante Edda! Ich wünsche, du könntest drei Jahre bleiben, und nicht bloß drei Monate! Und jetzt steht es jedenfalls bombenfest, daß ich nicht allein bin!“

Ich ahnte noch nicht, wie wenig allein!

„Tante Edda, so geht es nicht“, sagte ich. „Du bist hergekommen um zu dichten, nicht um zu waschen.“

„Nennst du dies waschen?“ fragt sie. Wir standen beide, die Hände in den Schürzetaschen, und starnten andächtig auf die neue Waschmaschine, in deren Innerem Vatis Hemden und Unterwäsche rotierten. Seine Reise war vorverzögert worden, und jetzt hieß es, seine Sachen so bald wie möglich in Ordnung zu bringen.

„Nein, aber dichten nenne ich es schon gar nicht!“

„Wie oft soll ich dir sagen, daß ich mich zwischendurch mit anderen Dingen beschäftigen muß, um Ideen zu kriegen?“ fragte Tante Edda. „Ich kann nicht den ganzen Tag an der Schreibmaschine sitzen und mir die Fingerkuppen wundtippen.“

„Na, also gut. Und du verlangst von mir, daß ich dir glauben soll, Abwaschen und Besorgungen und Tischdecken und Staubwischen wären notwendig, damit die Schwinger des Genius deine Stirn berühren?“

„Du bist eine Quengelliese, Britta. Aber hör zu: Wenn ich dir hoch und heilig verspreche, mich zu Schreibmaschine und Dichtkunst zurückzuziehen, sobald mich die Inspiration überkommt...“

„... und dort zu bleiben, solange sie anhält“, unterbrach ich.

„Ja, wenn ich das also verspreche, willst du dann endlich mit deinem Quengen aufhören? Ich liebe die Hausrarbeit. Diese Freude kannst du mir doch gönnen!“

„Wenn du bloß nicht von mir verlangst, daß ich krank werde, damit du dich als Krankenschwester betätigen darfst!“ sagte ich. „Weißt du noch — unsere Bekanntschaft fing damit an, daß du mich wie ein Baby waschen mußtest.“

„O ja, Britta, nun schalte deine Höhlenmaschine aus, jetzt müssen wir den Schalter dort auf S stellen, das bedeutet Schleudern.“

Mit der Betriebsanleitung in der Hand drehten wir am Schalter und stellten den Zeiger ein. Vatis Hemden wurden sauberer als je zuvor.

„Willst du deinem Vater wirklich nicht er-

zählen, daß Frau Grather kommt?“ fragte Tante Edda, als die Hemden aufgehängt waren und wir mit dem Essen kochen angefangen hatten.

„Ich wollte es ja eigentlich“, sagte ich. „Aber du siehst, wie Vati ist: Er steckt bis über die Ohren in Kunstgeschichte und Reisevorbereitungen. Außerdem geht er gewöhnlich hoch, wenn ich hinter seinem Rücken handle. Warum soll ich ihn beunruhigen? Du und ich, wir haben ihn schon einmal hinters Licht geführt, Tante Edda!“

„Du hast es getan, du garstiges Kind! Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und lachten: *

„Kannst du das nicht noch einmal tun, Tante Edda?“

Sie lächelte.

„Odoch. Wenn es sich nicht um schlimmere Dinge handelt, als eine nette junge Dame und ein süßes kleines Kind als zahlende Gäste aufzunehmen, dann kann ich den Mund halten!“

Es kam der Tag, an dem ich wieder den Ponywagen auslöhnte und Vati zum Schiff fuhr, mit Staffelei, Koffer und Malkasten.

„Läßt es euch gut gehen, alle beide“, sagte Vati. Schreib mir mindestens jeden zweiten Tag eine Karte, Britta, damit ich weiß, daß es dir gut geht und daß du keinen Unfug machst.“

„Danke, gleichfalls, Paps!“

„Du schreckliches Kind“, murmelte Vati. „Frau Callies, können Sie nicht versuchen, meine freche Göre ein wenig zu erziehen?“

„Mit Strenge oder mit Liebe?“ lächelte Tante Edda.

Vati kam nicht dazu, diese Frage zu beantworten, denn jetzt machten sich die Leute dran, den Landungssteg wegzuschaffen. Im letzten Augenblick lief Vati an Bord.

Langsam legte das Schiff ab. Vati stand an der Reling, winkte und lächelte.

„Frau Callies!“ rief er, die Hände wie einen Trichter vor dem Mund.

„Ja!“ schrie Tante Edda zurück.

„Sie brauchen es doch nicht! Britta ist in Ordnung, so wie sie ist!“

Vati lächelte übers ganze Gesicht und winkte mit einem großen, karierten Taschenzettel. Dann drehte das Schiff, und wir konnten Vati nicht mehr sehen. *

„Eines prophezei ich dir, Britta“, sagte Tante Edda. „Falls diese Frau Grather keine ausgesprochene Tierfreundin ist, wird sie mit dem nächsten Schiff zurückfahren!“

„Was hat meine arme Katze schon wieder ausgefressen?“ erkundigte ich mich.

„Ihre Jungen in mein Bett gelegt.“

„Welche Ehre für dich! Ich mußte lächeln.“

„Du bist unmöglich“, seufzte Tante Edda. „Kann ich etwas für dich tun? Vielleicht den Tisch decken?“

„O ja, wenn du so lieb sein würdest! Die Zeit ist mir davongerannt. Ich muß schnell

diesem Augenblick an Freundinnen. Später haben wir uns oft diese Szene in die Erinnerung zurückgerufen und mußten jedesmal wieder lachen.

„Ich dachte, eine Pensionswirtin sei immer so ein bißchen ältlich und energisch und ein klein wenig furchterregend!“ erklärte Frau Grather.

„Und ich dachte, die Mutter eines vierjährigen Kindes sähe älter aus als siebzehn!“ sagte ich.

„Oh, ich danke fürs Kompliment! Ich bin fünfundzwanzig!“ Frau Grather lachte. „Elaine, nun sage der Tante hübsch guten Tag!“

Dann geschah es, daß das Knäuelchen mir die Hand reichte, sehr manierlich einen Knicks machte, das Mündchen aufstarrte und ganz deutlich sprach:

„Bonjour, Madame!“

„Was? rief ich. Ich hätte die Kleine auf der Stelle umarmen können, ich, die ich Pierres Sprache liebe. „Bonjour, ma petite, je suis enchantée!“

„Oh, Sie sprechen Französisch?“ sagte Frau Grather! „Wie nett!“

„Das habe ich mir ja gedacht, daß Sie Französin sind!“ sagte ich.

„Dann haben Sie verkehrt gedacht. Aber wir hatten gerade Besuch von meiner Großmutter. Sie ist Französin.“

„Hast du auch eine Oma?“ fragte das Knäuelchen.

Da mußte ich einen Kloß im Hals runterschlucken.

„Nein“, sagte ich. „Ich hatte eine sehr liebe Oma, aber sie ist tot. Komm, du darfst in diesem kleinen Wagen fahren. Wird das nicht schön?“

Schon stand die Kleine vor dem Pony und streichelte ihm das Maul.

„Sie ist wirklich nicht ängstlich!“ sagte ich.

„Kein Wunder!“ lächelte Frau Grather. „Mein Mann ist der ausgesprächteste Tiermensch, den ich kenne.“

„Gott sei Dank“, sagte ich und erzählte von Columbines Ausflug in Tante Eddas Bett.

„Kleinigkeit!“ meinte Frau Grather. „Ich glaube kaum, daß ich staunen würde, falls ich eines Tages nach Hause käme und einen Wurf junge Löwen im Bett fände! Hörst du, Elaine, Tante Dietrich hat eine Katze!“

„Eine große und vier ganz kleine. Also fünf, wenn wir dich dazurechnen! Du bist ja eigentlich auch so eine kleine Muschi!“

Frau Grather wollte etwas sagen, aber dann fragte Elaine, wie die Katzen hießen und wie das Pony hieß.

Tante Edda erwartete uns mit einem reinen Kaffeesatz. Frau Grather war hell begeistert von dem Zimmer, und die kleine Elaine jubelte über das Puppenhaus.

„Sie sind wirklich rührend, Fräulein Dietrich!“ sagte Frau Grather. „Ich kenne wohl Zimmer mit fließendem Wasser und Zimmer

nicht ganz reinem, aber sehr deutlichem Dänisch:*

„Wissen Sie, ich glaube beinahe, daß ich es bin, die Glück hat!“

Falls mein Gesicht genauso töricht war wie Inkens, müssen wir ein herrliches Ge spann abgegeben haben, als wir dastanden und Frau Grather mit offenen Mündern und fragenden Augen anstarnten.

„Sind Sie Dänin?“

„Auch Norweger.“

„Und mein zukünftiger Mann ist Franzose!“

„So, da sind wir soweit!“ sagte Inkens. Jetzt kommt die Lobeshymne auf Pierre, die kann ich auswendig. Ich nehme also lieber meinen Lipizzanerhengst mit und verschwinde. Ja, ja, Kleine, du darfst morgen kommen und Prinz begrüßen. Möchtest du vielleicht auch auf seinem Rücken reiten?“

Leider hatte Inkens in der Eile dänisch gesprochen, aber eigentlich war das ein Glück. Hätte Elaine sie verstanden, wäre sie höchstwahrscheinlich von Freude geplatzt, und es wäre unmöglich gewesen, sie zum Schlafen zu bringen!

Wir hatten ein wunderbares, nettes Kaffeestündchen. Tante Edda und Bernadette Grather fanden gleich Kontakt zueinander.

Frau Grather hatte als junges Mädchen sogar ein paar von Tante Eddas Büchern in norwegischer Uebersetzung gelesen. Wir plauderten, fragten und erzählten. Die Zeit verflog. Schließlich stand Tante Edda auf und fand an, den Tisch abzuräumen.

Ich ließ Wasser fürs Abwaschen. Frau Grather fragte nicht, ob sie helfen sollte. Sie tat es ganz einfach. Sie nahm ein Geschirrtuch, und fand an abzutrocknen, während sie mit weiter plauderte. Sie erzählte von ihrem Vater, der Zirkusartist gewesen und ein paar Tage nach ihrer Geburt abgestürzt war. Sie erzählte von ihren Sommerferien im Wallis und von ihrem Mann. Sie hatten sich zufällig im Wallis getroffen und nach wenigen Wochen verlobt.

„Nun hat ihn seine Filmgesellschaft nach Griechenland geschickt“, seufzte sie. „Es ist ganz schrecklich, wie oft er uns verlassen muß! Früher bin ich immer mit ihm gefahren, aber seit Lillepus da ist...“

„Lillepus?“ wiederholte ich.

Frau Grather lächelte.

„Elaine, meine ich. Den Kosenamen haben wir aus unserer Muttersprache. Ja, er bedeutet genau dasselbe wie auf dänisch, kleine Muschi!“ Sonst sprechen wir vorläufig mit Lillepus kein Norwegisch. Zwei Sprachen sind genug für so ein kleines Köpfchen.“

„Habe ich doch gesagt, daß sie eine kleine Muschi ist!“

Die Tür ging auf. Tante Edda kam herein.

„Frau Grather, ich glaube, Sie müssen sich um Ihre Tochter kümmern!“

„Hat sie etwas zerschlagen oder die Hose naß gemacht?“

Tante Edda lachte.

„Weder noch, aber sie hat energisch versucht, ihre Schürzentaschen mit Kätzchen vollzustopfen. Als ich protestierte, teilte sie mir mit, sie sollten im Puppenhaus wohnen.“

„Ach, ich liebe Zeitz!“ rief Frau Grather und warf das Geschirrtuch auf den Tisch.

„Und dabei habe ich behauptet, das Gör mache keinen Unfug!“ Sie verschwand wie der Blitz, und kurz darauf hörten wir, wie sie ihre tierliebe Tochter zu Bett brachte.

Die Zeit, die nun folgte, war unbeschreiblich gemütlich. Wir waren so unbedingt auf derselben Wellenlänge, alle drei. Wir verstanden einander so gut und hatten immer nette und interessante Gespräche.

Eines Tages fragte Bernadette plötzlich:

„Sag mal, Britta, seit wann du zu uns gehörst?“

„Was? Wir beide? Tun wir das? Ja, tatsächlich! Nein, weißt du, das merke ich gar nicht! Ich habe überhaupt nicht darüber nachgedacht.“

„Ich auch nicht. In Norwegen duzen sich

Die Kurzgeschichte:

Tödlicher Schuß am Telefon

Von Erwin Bern

„Nein!“ schrie Glogau. „Bist du wahnsinnig?“ Da aber setzte ihm Dahlmann schon die Pistole an die Schläfe und drückte ab. Ein peitschender Knall. Glogau brach zusammen, direkt neben dem Münzfernspiegel an der Wand der Gaststube.

So hatte Dahlmann es haben wollen. Er warf ein Geldstück in den Apparat und nahm den H

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

2. Fortsetzung

Mein lieber Paps!

Heut sollst Du endlich einen richtigen Brief haben. Ich habe Dich in der letzten Zeit vernachlässigt. Nun werde ich Dir sagen, warum.

Wenn Du denkst, daß Tante Edda und ich allein hier "rumsitzen und Trübsal blasen, dann irrst Du Dich! Weißt Du, wer plötzlich aufgetaucht ist? Ellen! Sie dachte, ich säße allein, hat ihren Sommerurlaub vorverlegt und stand plötzlich da mit der Nachricht, sie könne mir vier Wochen Gesellschaft leisten.

Natürlich bin ich begeistert. Tante Edda und Ellen trafen sich doch bei uns im letzten Sommer, weißt Du, und haben sich als alte Freunde begrüßt.

Dies ist aber nicht alles. Ich konnte Ihnen, ich meine ihren Eltern, aus einer Klemme helfen. Sie mußten einen Sommergast unterbringen, für den sie kein Zimmer mehr hatten. Ja doch, Paps, ich weiß, Du dachtest, es würde mir zuviel werden, Gäste zu haben, und ich wollte es ja eigentlich auch nicht, aber alles ist ganz anders gekommen. Ich habe so viel Leben und Freude mit sich, daß es unmöglich ist, immer zu trauern. Und ich habe durchaus nicht das Gefühl, daß ich damit Omis Andenken kränke.

Und weißt du, Paps, dies ist etwas, worüber ich nur mit Dir sprechen kann: Wenn ich nun in Omis Bett schlafte, von ihren alten Möbeln und Sachen umgeben, dann ist sie mir irgendein so nahe, viel näher als bisher. Ich erinnere mich an soviel und denke an so viele Dinge, wie sie mir immer half, wie geduldig sie mir war, wieviel sie mir gelehrt hat — weniger durch Worte als durch das gute Beispiel. Und — wie oft hat sie mich vor dem väterlichen Zorn gerettet! Du warst manchmal schrecklich wütend, Paps, das kannst Du nicht leugnen, und alle Kinderpsychologen würden über deine Erziehungsmethoden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Nebenbei gesagt, liebe ich Dich trotzdem sehr, denn im Grunde bist Du ein Prachtkerl und mein bester Freund. Neben Pierre, selbstverständlich. Aber zurück zu Omi: Sie milderte und glättete, sie sprach ruhig und ernst mit mir, wenn ich meine Schandtaten vollbracht hatte — leider gab es viele —, und dann kochte sie Deine Lieblingsgerichte zu Mittag, und wenn Du satt und zufrieden und strahlender Laune warst, dann erzählte sie, wie zufällig und nebenbei: "Ach, Benno, weißt Du, Deine Dunhill-Pfeife ist leider entzweit! Ja, leider, es war unser Brittischen, das die Pech hatte. Sie war selbst ganz untröstlich, die Kleine!" — Dann tat es Dir leid um das liebe kleine Brittischen, das eigentlich übers Knie gehörte hätte, weil sie die Dunhill-Pfeife als Friedenspfeife geklaut hatte, zum Indianerspiel!

Nein, es ist wohl besser, daß ich aufhöre, bevor ich noch mehr von meinen Jugendstunden beichte! Aber was ich sagen wollte, war also dies: Wenn ich jetzt hier in Omis Zimmer sitze und an sie denke und an Dich, dann steht es so leuchtend klar vor mir, welche wunderbare Kindheit Ihr mir geschenkt habt, obwohl ich das Unglück hatte, Mutti so früh zu verlieren. Du und Omi, Ihr habt mir das Beste gegeben, was ein Mensch haben kann: Schöne, glückliche Kindheitserinnerungen, ein Elternhaus in vollkommener Harmonie. Glaubst Du nicht, rige gelandet zu sein! Und dies will eine

genannt und erbarmungslos vier Puppen aus ihrem Puppenwagen "rausgeschmissen, damit Anton dort schlafen kann.

Paps — jetzt werde ich für einen Augenblick ganz ernst: Weißt Du noch, daß Du mir einmal rietest, ich solle daran denken, was Omi mir gesagt hätte, falls sie mich sehen könnte? Sie hätte gesagt: "Kopf hoch, Britta!" — Verstehst du, Paps, das ist es, was mir diese lieben Menschen verhelfen: den Kopf hochzuhalten! Ich denke mehrmals jeden Tag an Omi, ich entbehre sie schrecklich; aber diese lieben, fröhlichen Menschen bringen so viel Leben und Freude mit sich, daß es unmöglich ist, immer zu trauern. Und ich habe durchaus nicht das Gefühl, daß ich damit Omis Andenken kränke.

Natürlich bin ich begeistert. Tante Edda und Ellen trafen sich doch bei uns im letzten Sommer, weißt Du, und haben sich als alte Freunde begrüßt.

Dies ist aber nicht alles. Ich konnte Ihnen, ich meine ihren Eltern, aus einer Klemme helfen. Sie mußten einen Sommergast unterbringen, für den sie kein Zimmer mehr hatten. Ja doch, Paps, ich weiß, Du dachtest, es würde mir zuviel werden, Gäste zu haben, und ich wollte es ja eigentlich auch nicht, aber alles ist ganz anders gekommen. Ich habe so viel Leben und Freude mit sich, daß es unmöglich ist, immer zu trauern. Und ich habe durchaus nicht das Gefühl, daß ich damit Omis Andenken kränke.

Und weißt du, Paps, dies ist etwas, worüber ich nur mit Dir sprechen kann: Wenn ich nun in Omis Bett schlafte, von ihren alten Möbeln und Sachen umgeben, dann ist sie mir irgendein so nahe, viel näher als bisher. Ich erinnere mich an soviel und denke an so viele Dinge, wie sie mir immer half, wie geduldig sie mir war, wieviel sie mir gelehrt hat — weniger durch Worte als durch das gute Beispiel. Und — wie oft hat sie mich vor dem väterlichen Zorn gerettet! Du warst manchmal schrecklich wütend, Paps, das kannst Du nicht leugnen, und alle Kinderpsychologen würden über deine Erziehungsmethoden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Nebenbei gesagt, liebe ich Dich trotzdem sehr, denn im Grunde bist Du ein Prachtkerl und mein bester Freund. Neben Pierre, selbstverständlich. Aber zurück zu Omi: Sie milderte und glättete, sie sprach ruhig und ernst mit mir, wenn ich meine Schandtaten vollbracht hatte — leider gab es viele —, und dann kochte sie Deine Lieblingsgerichte zu Mittag, und wenn Du satt und zufrieden und strahlender Laune warst, dann erzählte sie, wie zufällig und nebenbei: "Ach, Benno, weißt Du, Deine Dunhill-Pfeife ist leider entzweit! Ja, leider, es war unser Brittischen, das die Pech hatte. Sie war selbst ganz untröstlich, die Kleine!" — Dann tat es Dir leid um das liebe kleine Brittischen, das eigentlich übers Knie gehörte hätte, weil sie die Dunhill-Pfeife als Friedenspfeife geklaut hatte, zum Indianerspiel!

Nein, es ist wohl besser, daß ich aufhöre, bevor ich noch mehr von meinen Jugendstunden beichte! Aber was ich sagen wollte, war also dies: Wenn ich jetzt hier in Omis Zimmer sitze und an sie denke und an Dich, dann steht es so leuchtend klar vor mir, welche wunderbare Kindheit Ihr mir geschenkt habt, obwohl ich das Unglück hatte, Mutti so früh zu verlieren. Du und Omi, Ihr habt mir das Beste gegeben, was ein Mensch haben kann: Schöne, glückliche Kindheitserinnerungen, ein Elternhaus in vollkommener Harmonie. Glaubst Du nicht, rige gelandet zu sein! Und dies will eine

darauf vorbereiten, am Samstag, dem 25., den roten Teppich auszurollen, die weißgekleideten, blumenstreunenden Jungfrauen zu mobilisieren, Presse und Fernsehen zu benachrichtigen und das fette Kalb zu schlachten.

Ich danke Dir für das, was Du über Deine Kindheit und Dein Elternhaus schreibst, mein Kind. Es war das Schönste, das Du mir sagen konntest. Erinnere mich daran, daß ich Dir dafür eine Extra-Umarmung schuldig bin. (Und Haue für die Dunhill-Pfeife!)

Grüße Deinen Weiberladen. In einem Naschladen habe ich zwei Disney-Figuren aus Marzipan entdeckt. Glaubst Du, daß die kleine Elaine das als "was Schönes anerkennt?

Innige, liebe Grüße von Deinem Vati

Ein paar Zeilen von Vatis Brief las ich den anderen vor. Plötzlich lächelte Bernadette, ein großes Lächeln.

"Kinder, wollen wir das machen?"

"Was machen?"

"Den roten Teppich ausrollen und blumenstreunende Jungfrauen mobilisieren und so weiter! Ich werde Presse und Fernsehen vertreten — ich stelle mich mit meiner Filmkamera in Positur, mit einem Schild

„Deutsches Fernsehen!“

"Du splinst wohl!" sagte ich. „Woher nehme ich den roten Teppich und die Jungfrauen?"

"Es gibt kilometerweise rotes Krepppapier im Laden! Dann ziehen wir Lillepus ein weißes Kleid an und geben ihr ein Körbchen voll Gänseblümchen in die Hand. Vielleicht können wir auch die kleine Schwester von Inken ausleihen! Doch, dein Vater soll genau den Empfang kriegen, den er sich gewünscht hat!"

"Und was ist mit dem 'fetten Kalb'?" fragte Tante Edda.

"Dies Problem ist das kleinste!" versicherte ich. "Wenn Vati ein fettes Kalb sagt, meint er ein mageres Rind! Das heißt ein Rinderfilet, das aufsen dunkelbraun ist und innen bluttriefend!"

"O Kinder, ja, und dann backen wir Kopenhagen!"

"Und als Nächstes machen wir eine Apfelförmchen! das ist Vatis Lieblingsdessert!"

"Ein Chor, Mädchen! Und wir müssen ein Willkommenslied dichten!"

Da schmunzelte Tante Edda.

"Das muß ich wohl übernehmen, es bleibt mir nichts anders übrig. Hört ihr vergessen, daß ich von Beruf Dichterin bin?"

Sie kniff die Augen zusammen und guckte sich um in der fröhlichen Runde. "Wüßt ihr was? Ab und zu habe ich das Gefühl, in einem Menschen haben kann: Schöne, glückliche Kindheitserinnerungen, ein Elternhaus in einer Internatschulklasse für Vierzehnjährige in vollkommener Harmonie. Glaubst Du nicht, rige gelandet zu sein! Und dies will eine

"Du drückst es sehr gut aus", sagte ich. "Ist das deine eigene Lebenphilosophie?"

"Nein, als Lebensphilosophie stammt sie von meinem Mann, aber in der Praxis, habe ich es von meinen eigenen Familien. Was sie mir sonst gegeben hat, weiß ich nicht. Aber die Freude wurde mir in die Wiege gelegt, nicht von irgendinem Engel, sondern von einer großen, fröhlichen Familie!"

Nachher dachte ich über das nach, was Bernadette gesagt hatte. Ich dachte auch daran, was ich selbst Paps über meine glückliche Kindheit geschrieben hatte.

Diese Gedanken schwirrten noch in meinem Kopf herum, als wir uns abends den Fernsehapparat setzten, um das Regionalprogramm mit den Nachrichten von Norddeutschland zu sehen.

Stapellauf in Kiel, lebhafter Grenzverkehr in Puttgarden, Besuch von einem politischen "hohen Tier" in Bremen. Ich horchte mit halbem Ohr darauf und sah mit halbem Auge hin, anderthalb Augen hatte ich auf den Pulli gerichtet, den ich Pierre strickte.

Die Hamburger Polizei hat eine Bande Jugendlicher verhaftet, vier Burschen und zwei Mädchen, alle im Alter zwischen sieben und einundzwanzig. Auf ihrem bedrückend langen Sündenregister stehen Autodiebstähle, Zerstörungen von Automaten, Straßenlaternen und Parkanlagen sowie Einbrüche in Zeitungs- und Andenkenskioske.

Ich ließ die Strickarbeit sinken. Jetzt sah ich mit beiden Augen auf den Bildschirm.

Nur ein paar Sekunden zeigten sie eine Aufnahme von der Bande, die ins Polizeipräsidium abgeführt wurde. Zwei Mädchen, ein blondes und ein schwarzhaariges, bildeten zusammen mit einem Polizisten die Nachhut. Das eine Mädchen hatte ein sehr schmales Gesicht und halblange, glatte schwarze Haare — und einen Pulli genau wie der, den Tante Edda gekauft hatte.

"Oje!" murmelte Tante Edda.

"Die armen Eltern", sagte Ellen.

"Wie ist so was bloß möglich?" fragte Bernadette.

"Vielleicht sind sie milieugeschädigt", meinte ich.

"Durchaus nicht immer!" sagte Ellen. "Weißt du, neulich gab es einen ähnlichen Fall in Dänemark, und das Erschütternde war, daß alle Mitglieder der Jugendbande aus sogenannten guten Kreisen kamen. Aus geordneten Verhältnissen, wie man sagt.

"Du splinst wohl!" sagte ich. "Woher nehme ich den roten Teppich und die Jungfrauen?"

"Geordnete Verhältnisse", wiederholte Bernadette langsam. "Ja, wenn ein Mann eine gute Stellung hat und genug verdient, wenn er seinen Kindern anständige Kleidung und zweckmäßiges Essen und eine Schulausbildung verschafft, wenn er seine Steuern zahlt und kein Trinker ist, dann meint man, sein Kind komme aus geordneten Verhältnissen. Die Frage ist bloß, hat dieser Mann — ich meine, haben die Eltern auch etwas für die Seele des Kindes getan? Haben sie sich genug um das Kind gekümmert, haben sie ihm alle seine Fragen beantwortet, Verständnis für seine kleinen Interessen gezeigt? Haben sie versucht, sich in das Gedankenleben ihres Kindes hineinzusetzen?"

"Viele bestimmt nicht", sagte ich. "Aber wenn auch nicht, die einfachsten Moralgrundsätze kriegt ein Kind doch durch die Schule und auch durch — nun, durch die sogenannten geordneten Verhältnisse im Elternhaus mit."

"Sie kriegen es mit, ja", sagte Tante Edda.

"Aber machen sie es mit? Wie leicht kann der junge Mensch durch ein Erlebnis in Widerstand gegen die Moralbegriffe geraten! Ein lebhaftes Kind ist voll Wissbegier und Unternehmungslust, ein junger Mensch hat oft überschüssige Kraft in sich. Wenn er dann nicht gelernt hat, in welche Bahnen diese Kraft geleitet werden soll, dann — ja

Die Kurzgeschichte:

Zuverlässiger Zeuge

Von Henry Kaiser

Es ging hart auf hart. So einen Verkehrsunfall darf man heutzutage nicht einfach auf die leichte Schulter nehmen, selbst wenn dabei glücklicherweise nur Sachschaden zu verzeichnen ist. Aber einer muß ja zahlen, und die Gerichte brauchen auch Beschriftigung. Alles war da, der Richter und Zeugen, Ankläger und Verteidiger und natürlich die beiden Kontrahenten.

Für den einen stand die Sache schlecht, ausgesprochen mutig sogar. Aber er hatte einen tüchtigen Rechtsanwalt. Jetzt nahm er beispielweise den Hauptzeugen vor und drehte ihn regelrecht durch die Mangel. „Wie weit waren Sie denn von der Unfallstelle entfernt?“ fragte er mit strenger Stimme.

Doch der Zeuge ließ sich dadurch nicht im geringsten einschüchtern. „Acht Meter und siebenunddreißig Zentimeter, Herr Rechtsanwalt“, erwiderte er ausdrücklich.

Der Verteidiger sprühte Triumph. „Hohes Gericht“, rief er, „wir haben eben gehört, was der Herr Zeuge gesagt hat. Für mich und sicher auch für jeden anderen hier ist das aber der Beweis, daß seine Aussagen zumindest mit großer Vorsicht zu genießen sind. Denn es steht doch wohl eindeutig fest, daß kein Mensch bei einem derartigen Vorfall ist, auf den Zentimeter genau die Entfernung angeben kann, die er in diesem Augenblick vom Ort des tragischen Geschehens getrennt hat.“ „Ich kann es“, meinte der Zeuge mit ruhiger Stimme.

„Ach nein!“ konterte der Rechtsanwalt mit schneidender Ironie. „Vielleicht haben Sie die Güte und erklären uns das.“

„Aber gern“, erwiderte der Zeuge. „Als ich den Unfall sah, da nahm ich sofort an, daß irgend ein blasser Theoretiker bestimmt die Frage stellen würde, die Sie vorhin an mich gerichtet haben. Als Mann der Praxis habe ich deshalb damals die Entfernung genau gemessen ...“

Mittagessen schon dreißig Frauen hier, die mit Modezeitungen, Stoffen und fliedenden Bittchen ankamen!

„Einunddreißig“, sagte ich. „Ich habe den allerschönsten Mantel von Omi geerbt und weiß keinen Menschen, der ihn umarbeiten kann.“

„Na, danach her damit!“ sagte Bernadette.

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Fünf Minuten später stand Bernadette mit dem Maßband in der Hand bereit, Ellen wühlte im Nähkasten nach dem Trennmesser, und wir hatten die Probleme der Halbstarken vergessen. Vorläufig ...

Vati war da. Ein bisschen müde, ein bisschen abgespannt; ich entdeckte sogar ein paar neue graue Haare an seinen Schläfen. Aber er war strahlend glücklich, wieder daheim zu sein.

„Nanu, bist du allein?“ fragte er auf dem Kai nach der ersten Begrüßung. „Wo ist dein ganzer Frauenverein?“

„Zu Hause. Sie schlachten das fette Kalb“, sagte ich. „Außerdem meinten sie, es wäre am schönsten für uns beide, wenn ich dich allein abholte.“

„Eigentlich haben sie ja recht“, sagte Vati. „Na, du schlimmes Gör, du hast also doch das Haus mit Menschen gefüllt ...“

„Fängst du gleich zu schimpfen an, alter Brummbär?“

„Gar nicht. Ich bin sehr gespannt auf deine Menagerie. Wo ist der Ponywagen?“

„Zu Hause. Sie schlachten das fette Kalb“, sagte ich. „Außerdem meinten sie, es wäre am schönsten für uns beide, wenn ich dich allein abholte.“

„Weil du vergißt, deine Sachen zur Wäsche zu geben.“

„Wer sprach hier vom Schimpfen? He, Fledchen! Laß mich mal den Koffer oben auf deine Kisten schmeißen, du kriegst nachher auch einen Fünfziger.“

„Geh Sie bloß, Herr Dieters“, grinste Fledchen vom Kaufmann. „Ich bring Ihnen das Ding schon ins Haus!“

Ich hing an Vatis Arm. Rechts und links grüßten die Leute.

„Na, Benno, endlich wieder im Lande?“

„Sieh mal, unser Maler ist wieder da!“

„Ach, Herr Dieters, Sie waren aber lange weg!“

„Na, Benno, alter Ausreißer! Nun kann man doch endlich mal wieder eine anständige Skatunde zusammenkriegen!“

„Ja, Vati ist beliebt. Überall hat er Freunde.“

Ich hatte tatsächlich Herzklagen. Wenn zu Hause nur alles richtig klappte! Unsere Dekorationen waren wunderbar. Der rote Paiersteppich von der Haustür durch den Vorgarten bis zum Straßenrand wirkte sehr feierlich. Tante Eddas Lied war zweistimmig eingebürt — wir hatten Inken als Stütze heranziehen müssen, denn sie war in der Schule immer der Trost des Gesanglers gewesen. Wenn bloß die beiden Kleinen ihre Aufgabe schaffen! Inkens Schwestern und unsere Lillepus hatten drei Tage geübt. Die kleine Merve war sieben; sie verstand wohl die Wichtigkeit ihrer Aufgabe, bei Lillepus da ist ...“

„Was für einen Beruf hattest du eigentlich?“ fragte ich.

<p

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

3. Fortsetzung

Bernadette hockte neben den Kleinen, und als Vati einen Fuß auf das rote Krepppapier setzte, gab sie ihm einen Schubs, und siehe da, es ging großartig! Daß die Kleinsten der weißgekleideten Jungfrauen vor lauter Eifer ihr Körbchen umdrehten, so daß die Gänseblümchen wie ein Häufchen dalagen, war kein Unglück. Die Jungfrauen trippelten vor Vati; sie waren zum Fressen süß in ihren weißen wippenden Röckchen, Bernadettes Filmkamera mit „Deutsches Fernsehen“ auf einem Pappschilde schnurrt. Ich war wie der Blitz auf meinem Platz im „Chor“, und als Vati, verwirrt und lachend und eigentlich auch ein bisschen gerührt, zur Tür kam, stimmten wir einigermaßen gleichzeitig an:

„Nun ist der Maler da!
Und jedes Insulaner ist
nun froh, weil hier du bist.
Hurra, hurra, hurra!“

Und so weiter! Es war die Melodie „Ein Jäger aus Kurpfalz“, und so kam, was kommen mußte: Die Leute auf der Straße sangen mit, allerdings ohne Tante Eddas Text, nur mit „Da-da, tra-la“.

Und dann erschien von links eine Nachbarin mit zwei Weinflaschen und einem Korb voller Gläser, auch von rechts tauchten Inkens Eltern mit einer ähnlichen Ausrüstung auf.

Ich merkte, daß ich als Sänger entbehrlich war, und lief in den Keller. Wir hatten doch ein paar Flaschen als eiserne Ration, wie Paps immer sagt. Und eins, zwei, drei, war der Vorgarten voller Menschen — der „rote Teppich“ war nach wenigen Minuten in roten Fetzen über den ganzen Garten verstreut. Es wurde gelacht, gesungen, angesessen, auf die Schultern geklopft, und Vati stand mitten im Gewühl, zerzaust, reisemüde und strahlend glücklich!

„Ihr seid mir eine Bande!“ seufzte Vati. Unsere improvisierte Gesellschaft war zu Ende. Lillepus hatte noch mal märchenhafte Mengen Bananen in Aussicht, falls sie all die roten Papierfetzen aus dem Garten zusammenklauten. Wir waren an dem festlich gedeckten Tisch zur Ruhe gekommen, und das „fette Kalb“ war schon halb verzehrt.

„Wem, in aller Welt, ist diese verrückte Idee gekommen?“ fragte Paps.

„Mir“, sagte Bernadette schuldbewußt.

Vati hob sein Glas und lächelte Bernadette zu.

„Sie sind ein Mädchen nach meinem Geschmack!“ lachte er. „Ich liebe Menschen, die solchen Unsinn machen können! Prost, Frau Bernadette! Ja, denken Sie bloß nicht, daß ich es mir nehmen lasse, einen so hübschen Namen zu gebrauchen. Außerdem sind Sie ja so klein und jung — ich kann glatt Ihr Vater sein!“

„Sei froh, daß du es nicht bist!“ sagte ich. „Bernadette ist so klein und fein und zierlich, sie wäre zusammengeschrumpft unter deinen Erziehungsmethoden!“

„So! Und du selbst? Bist du vielleicht zusammengeschrumpft?“

„Nein, aber ich bin ein robuster Typ, und das ist mein Glück. Sag mal, willst du nun endlich deinen Koffer auspacken? Ich platze vor Neugier!“

„Findest du eigentlich, daß du Geschenke verdient hast? Nun, ich bin ja fromm und nachdrücklich — liebe Tochter, du hast gehustet! — Also wollen wir mal sehen. Nee, nein, bleiben Sie doch hier! Alle! Ellen, hol die Kleine aus dem Garten... So, da bist du ja, Lillepus, bitte sehr!“

Bernadette drückte die mütterlichen Augen zu, als ihr Kind, das nie Süßigkeiten bekam, plötzlich mit einer Marzipanfigur in jeder Hand stand. Oh, was kam alles zum Vorschein! Es war leicht zu merken, daß keine vernünftige Tochter dagebewesen war, als Vati eingekauft hatte. Reizende Unterwäsche, einen schicken Bademantel... Da bekam Ellen ein Paar Handschuhe, da wurde Tante Edda eine entzückende Abendtasche überreicht — und dann kam ein lustiges, bunte Halstuch für Bernadette.

„Für mich?“ fragte sie erstaunt. „Aber Herr Dieters, das ist zu viel. Sie kennen mich kaum, und dann bringen Sie...“

„Das mit dem Kennen werden wir schnell nachholen“, lächelte Vati. „Und Gerechtigkeit muß sein. Sie sollen doch nicht mit leeren Händen dastehen. So, das wäre es wohl.“

„Ach ja, richtig, noch was...“ Aus dem anderen Koffer kam eine große Schachtel Pralinen zum Vorschein. „So, dies ist für die ganze Familie. Damit wäre alles geschafft — außer meinen schmutzigen Wäsche!“

„Die pack lieber nicht hier aus, Paps!“ bat ich. „Komm, gib mir den Koffer, ich bringe den ganzen Segen in den Keller!“

„Paps“, sagte ich ein paar Tage später. „Du bist verliebt!“

Vati ließ den Pinsel sinken. Er guckte mich entsetzt an. „Was bin ich?“

„Verliebt. Restlos. Uebrigens hast du guten Geschmack.“

„Würdest du dich nicht ein bisschen deutlicher ausdrücken?“

„Ist das nötig? Bist du nicht jeden Tag mit einer Dame unterwegs? Habe ich nicht selbst gesehen, daß du besagte Dame auf dem Schoß gehabt hast, daß du dich von ihr umarmen ließest?“

Vati lachte hell auf. „Ja, du hast recht, natürlich bin ich verliebt. Ich überlege mir sehr, Lillepus zu klauen und hierzubehalten!“

„Bist du mir böse, weil ich also doch Sommergäste aufgenommen habe?“

„Wütend. Was willst du übrigens hier, außer mich stören und Blödsinn reden?“

„Dir deinen Vormittagskaffee bringen. Wir essen heut' etwas später.“

„So, das tun wir. Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil Bernadette mit Lillepus zum Arzt gegangen ist.“

Vati guckte mich wieder an, diesmal noch entsetter. „Die Kleine ist doch nicht krank?“

„Paps, ich möchte eigentlich wissen, ob du dir auch meinetwegen solche Sorgen machst, als ich vier Jahre alt war!“

„Als du vier warst, holde Tochter, hattest du meine Nerven schon derart zerstört, daß ich nicht mehr fähig wäre, mir Sorgen zu machen! Also, was ist mit Lillepus?“

„Nichts, Gott sei Dank. Aber sie ist doch hergekommen, weil sie im Winter Bronchitis hatte, und Bernadette wollte sie jetzt untersuchen lassen. Trink nun deinen Kaffee, du alter Wanderschmierer... Au! Ich sage es Piere, daß du mich mißhandelst!“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Ja, richtig, das hast du mir geschrieben. Na, dann schlachte noch ein fettes Kalb und sieh zu, wie du ihn unterbringen in deinem überfüllten Hotel!“

„Hier im Atelier, habe ich doch gesagt.“

„Na, meinetwegen. Ich bin wie immer frömm und fügsam. Und nun verschwinde. Dein alter geplagter Vater muß Geld für das tägliche Brot verdienen.“

„Nur zu, Paps! Denk auch an den täglichen Kunden!“

Ich ging zurück in die Küche, wo Ellen beim Kartoffelschälen war.

„Du leichtsinniges Mädchen, du hast ja keine Schürze um!“

„Ja, ich weiß, ich kann sie so schlecht binden. Hilfst du mir?“

„Hör, Ellen, du mußt etwas mit dem Arm unternehmen. So geht es doch nicht.“

„Ach, es wird schon besser, wenn ich eine Zeitlang die blöde Buchungsmaschine nicht bedienen muß. Es ist direkt eine Wohltat, Kartoffeln zu schälen und Gemüse zu putzen!“

„Aber, daß du keine Schürze zubinden und keinen Reißverschluß im Rücken selbst zuziehen kannst...“

„Es wird bestimmt bald besser.“

„Wo ist Tante Edda?“

„An ihrer Schreibmaschine. Sie trägt zu den literarischen Kunstschätzchen deines Vaterlandes bei. Was willst du eigentlich hier?“

„So, das fragst du auch! Ich will eine Ambras-Torte backen, wenn du es unbedingt möchtest.“

„Nimm den Krug mit! Wenn sie dich schnappen, sagst du einfach, du wolltest Milch holen!“

Ich holte die Backzutaten und die Waage und fand an, die Eier zu schlagen.

„Du, Britta. Ich denke an etwas.“

„Nicht möglich!“

„Doch. Ich denke an dich und deine Zukunft.“

„Ja, und?“

„Weißt du, was ich an deiner Stelle tät?“

„Pierre heiraten.“

„Natürlich. Aber außerdem würde ich versuchen, mir irgendeine Ausbildung zu verschaffen.“

„Ich habe Kochen und Kinderpflege gelernt — und die französische Sprache!“

„Ja, Britta, und das ist großartig. Aber gesetzt... gesetzt den Fall, daß Pierre etwas zustößen sollte. Bei seinem Beruf...“

„Ellen, bitte, bitte! Sprich nicht meine geheimsten, furchtbarsten Gedanken aus!“

„Ich will dir doch keine Angst einjagen, Britta. Ich meine nur, daß jede Frau, auch wenn ihr Mann Schuhmacher oder Bankbeamter und kein Flieger ist, einen Beruf erlernen sollte. Man weiß nie, was die Zukunft einem bringen wird, Britta. Und was tätest du bloß, wenn du eines Tages allein da sätest?“

„Dir deinen Vormittagskaffee bringen. Wir essen heut' etwas später.“

„So, das tun wir. Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil Bernadette mit Lillepus zum Arzt gegangen ist.“

Vati guckte mich wieder an, diesmal noch entsetter. „Die Kleine ist doch nicht krank?“

„Paps, ich möchte eigentlich wissen, ob du dir auch meinetwegen solche Sorgen machst, als ich vier Jahre alt war!“

„Als du vier warst, holde Tochter, hattest du meine Nerven schon derart zerstört, daß ich nicht mehr fähig wäre, mir Sorgen zu machen! Also, was ist mit Lillepus?“

„Nichts, Gott sei Dank. Aber sie ist doch hergekommen, weil sie im Winter Bronchitis hatte, und Bernadette wollte sie jetzt untersuchen lassen. Trink nun deinen Kaffee, du alter Wanderschmierer... Au! Ich sage es Piere, daß du mich mißhandelst!“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich auch gehofft! Aber eine abscheuliche geistesschwache Reisegesellschaft dachte ganz anders. Sie ließ sich per Charterflugzeug nach Aegypten bringen, mit Pierre am Steuerknüppel.“

„Und ich warne ihn, dich zu heiraten. Er ahnt nicht, was ihm blüht. Wann kommt er übrigens? Wir haben ihn so lange nicht gesehen.“

„Zum Wochenende! Es ist an der Zeit.“

„Finde ich auch. Ich dachte, er wäre Pfingsten gekommen.“

„Das hatte ich

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

5. Fortsetzung

Marion richtete die Augen auf mich, und in diesem Augenblick sah ich, was für hübsche Augen sie eigentlich hatte. Groß, dunkel — und mit einem Ausdruck — ja, Pierre hätte gesagt, mit einem Ausdruck der Einsamkeit.

„Ich auch nicht“, flüsterte Marion.

Sie machte die Augen zu und schwieg. Ich drückte ihre Hand und sagte leise: „Gute Nacht, gute Besserung.“

Sie sagte nichts, aber ihre schmale, fiebereise Hand beantwortete den Händedruck.

Schon am nächsten Tag ging es ihr viel besser. Das Fieber war gesunken, und sie konnte den Haferschleim mit Sahne trinken, den Tante Edda ihr zubereitet hatte.

„Ich muß dich jetzt etwas allein lassen, Marion“, sagte ich, als ich sie gewaschen und ihr das Bett gemacht hatte. „Soll ich dir etwas zu lesen bringen? Oder magst du nicht?“

„Ach... ich weiß nicht... ja, doch, bitte, irgendwas.“

Ich hatte den Eindruck, es wäre ihr vollkommen gleichgültig und ich könnte ihr Shakespeares Sämtliche Werke, ein Kinderbuch oder das Telefonbuch bringen. Ich wählte eine vierte Möglichkeit: Aus Vatis Bücherschrank holte ich von ganz unten Jules Vernes „Geheimnisvolle Insel“ hervor.

„Kennt du dies, Marion? Nicht? Das ist ja fein. Es ist spannend!“

Bei dem Wort „spannend“ streckte sie die Hand nach dem Buch aus.

Nachmittags kam Onkel Doktor wieder und war sehr zufrieden mit der Patientin.

„Ich glaube, ich schicke künftig meine Patientinnen in Brittas Privatklinik“, schmunzelte er. „Das geht ja großartig, kleine Dame Bald sind wir wieder schön senkrecht auf den Beinen.“

„Kann ich morgen...“, begann Marion.

„Ja, gewiß. Morgen können Sie vielleicht ein Stück weiches Brot essen. Das wollten Sie doch fragen? Sie bleiben nun mindestens vier oder fünf Tage im Bett. Mit einer solchen Angina ist nämlich nicht zu spaßen. Und wann Sie dann ein bißchen an die Luft dürfen, na, das werden wir sehen. Nur weiter so, meine Deern, bis jetzt geht es glänzend! Ich gucke morgen wieder rein!“

Marion machte große Augen; sie blieb sich auf die Lippe und sah recht bedrückt aus. Kein Wunder! Doch am Abend wollte ich ihr in aller Ruhe erzählen, daß wir Bescheid wußten und daß ihr Onkel morgen käme.

Jetzt aber überließ ich sie — aus Eigenmacht — ihrem Buch. Ich wollte ein ungestörtes Stündchen mit Pierre haben. Wir verkrochen uns ins Atelier. Es gab ja soviel zu besprechen, zu fragen und zu erzählen.

„Was macht ihr mit Marion?“ fragte Pierre.

„Ja“, sagte ich. „Was machen wir mit Marion? Weißt du, was ich am liebsten möchte?“

„Ja, das weiß ich ganz genau, weil ich dich kenne. Du möchtest sie hierbehalten.“

„Du kennst mich also gut. Kannst du verstehen, daß ich das möchte?“

„Und ob!“

„Gut, daß du es verstehst. Ich verstehe es nämlich selbst nicht!“

„Dann kann ich es dir erklären. Du hast es gut, Britta. Du bist glücklich, du hast diese reizenden Menschen um dich, du hast deinen ehemaligen Vater...“

„Und ich habe dich!“ ergänzte ich.

„Ja, du bist, kurz gesagt, glücklich. Du hast ein harmonisches Heim, du bist selbst ein harmonischer Mensch...“

„Was bin ich? Ich denke, ich bin Vatis Nervensäge und...“

„Warst du mal, als Kind, das glaube ich schon. Jetzt bist du erwachsen und so ausgewachsen, wie man es von einem neunzehnjährigen Mädchen verlangen kann. Es ist doch sonnenklar, daß du, die du aus dem vollen schöpfen kannst, diesem kleinen einsamen Ding etwas von deinem Glück abgeben möchtest. Sie soll auch glücklich werden; es stört dich, daß es überhaupt disharmonische Menschen auf der Welt gibt!“

Da mußte ich lachen.

„Du hast wohl recht, Pierre. Jedenfalls möchte ich versuchen, Marion zu helfen. Wenn ich es nur könnte! Und wenn ich wüßte, wie Vati sich dazu stellt — und die anderen. Ich kann doch Tante Edda und Bernadette und Ellen nicht zumuten...“

Pierre lächelte.

„Sprich mit Ihnen“, sagte er. „Wetten, daß Marion als siebentes Familienmitglied aufgenommen ist, wenn ich das nächste Mal komme?“

„Aber Pierre, so überstürzt kann man doch nicht...“

„Ich kenne euch!“ sagte Pierre mit Überzeugung und küßte mich.

Als ich Pierre abends zum Schiff gebracht hatte, ging ich wieder zu Marion. Sie lag auf dem Rücken, hellwach, und starre geradeaus ins Leere.

„Nun, Marion? Wie geht's? Hast du Spaß an dem Buch?“

„An dem Buch? O ja, gewiß. Es ist wirklich spannend.“

„Sind sie schon auf der Insel gelandet?“

„Ja, sie haben schon Feuer gemacht, mit den beiden Uhrlässern. Prima, wie sie das schaffen.“

„Durstig, Marion? Tee oder Orangensaft?“

„Ach, das ist egal. Mach dir keine Mühe.“

Ich ging in die Küche. Da war Tante Edda.

„Wie geht's deiner Patientin?“

„Spricht ein bißchen und sieht aus, als denke sie an ganz was anderes.“

„Ich möchte sie eigentlich gern begrüßen. Geht das, glaubst du?“

„Wunderbar, Tante Edda. Es ist verflucht schwer, unbefangen mit ihr zu reden, wenn

man weiß... Und außerdem muß sie ja erfahren, daß ihr Onkel morgen kommt.“

„Geraude das brauchen wir ihr doch erst morgen früh zu sagen. Wir dürfen ihre Nachtruhe nicht stören. Das arme Ding hat bestimmt auch ohnedies genug Probleme. Gut, ich gehe mit dir.“

Marion richtete die Augen groß auf Tante Edda, sagte aber nichts.

„Ja, siehst du, hier kommt ein Eindringling“, sagte Tante Edda, ging hin zum Bett und reichte Marion die Hand. „Ich bin Britta, Sonst heißt ich Callies. Ich war neugierig; ich wollte doch auch unsere Patientin begrüßen! Britta sagt, daß es dir viel besser geht.“

„Ja“, antwortete Marion. Dann schwieg sie wieder.

„Darf ich fünf Minuten hierbleiben?“

„Bitte“, sagte Marion.

Ich reichte ihr die Teetasse. Als sie sie nahm, schwuppte der Tee über. Ohne ein Wort nahm Tante Edda die Tasse und hielt sie, während Marion trank.

„Was macht die Temperatur heute?“ fragte Tante Edda.

„38,3.“

„Fein! Wir werden dich bestimmt schnell gesundkriegen.“

Marion antwortete nicht. Sie sah Tante Edda schweigend an, drehte den Kopf und startete auf das Tapetenmuster.

„Hat Britta dir eigentlich erzählt, wo du dich befindest?“ erkundigte sich Tante Edda.

„Oder liegst du duichtnahm hier? Paß mal auf, ich schildere dir, welche Bande hier im Haus wohnen. Wir sind nämlich eine ganz komische, zusammengeküpfte Familie.“

Dann erzählte sie lächelnd und in einem ganz alltäglichen Ton über uns, gab mit wenigen treffenden Worten eine kleine Charakteristik von jedem. Marion hörte aufmerksam zu. Es trat eine kleine Pause ein. Marion sah aus, als ob sie mit sich kämpfte. Tante Edda kam zu Hilfe.

„Marion, wollen wir wetten, daß ich weiß, woran du denkst?“

„Das wissen Sie nicht.“

„Doch, genau. Du denkst darüber nach, ob du jetzt etwas über dich erzählen sollst. Das brauchst du aber nicht, denn wir wissen Becheid.“

Eine Angst schoß in Marions Augen. Sie richtete einen fragenden Blick auf Tante Edda.

„Was wissen Sie?“

Tante Eddas Stimme war vollkommen ruhig und nüchtern und genauso laut oder wenig laut wie immer:

„Dab du mit einer Verwarnung davongekommen bist, Gott sei Dank. Noch einen Schluck Tee?“

Marions Lippen zitterten.

„Ja, und dann wissen wir, daß du von zu Hause ausgerückt bist. Mach doch kein so entsetztes Gesicht, Kind. Sei lieber froh, daß wir es wissen, dann brauchst du es nicht selbst zu sagen. Uebrigens weiß dein Onkel, wo du dich befindest und ist froh, daß du in

„Danke. Ja, Herr Selsing, dies ist also meine Tochter Britta, die Marion pflegt. Sie versteht sich schon recht gut, glaube ich.“

„Haben Sie etwas dagegen, daß Britta hierbleibt, Herr Selsing? Was Sie mir erzählen wollen, geht besonders meine Tochter an, denn sie ist es ja, die...“

„Ja, bitte bleiben Sie, Fräulein Dieters“, sagte Selsing. Ihr Herr Vater hat mir gerade erzählt, daß Sie die unwahrscheinliche Liebenswürdigkeit haben, Marion hierzubehalten, solange sie krank ist.“

„Ach, das ist doch selbstverständlich.“

Ich blieb zwei Minuten weg, bat nur schnell Tante Edda, zu Marion reinzugucken. Dann setzte ich mich wieder zu Vati und Herrn Selsing. Er fing an zu erzählen. Ich hörte intensiv zu. Alles, alles mußte ich mir merken, alles mußte ich wissen; nachher mußte ich mit Tante Edda darüber sprechen: Wir mußten dem Unglück auf den Grund kommen, den Hintergrund für Marions „Dummheiten“ kennenlernen.

Marion war das einzige Kind von Herrn Selsing jüngster Bruder. Mit drei Jahren verlor sie die Mutter. Als sie acht war, starb ihr Vater an den Folgen eines Autounfalls.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

Selbstredend war Marion eine sehr gute Person.

„Sie sind ein sehr guter Mensch, Herr Dieters!“

Vati lachte.

</div

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

6. Fortsetzung

„Das tat aber gut, Marion, das einmal loszuwerden, nicht wahr? Eine richtige Erleichterung war es! Nun werde ich dir was sagen: Du wirst früher oder später auf dich selbst böse sein, wenn du daran denkst, was du gerade gesagt hast. Vielleicht wirst du es sogar bereuen. Das sollst du aber gar nicht! Wenn du verstehst, daß du dich geirrt hast, dann sei glücklich darüber. Du brauchst es nicht zu bereuen und sollst dir keine Selbstvorwürfe machen. Es mußte einmal raus! Uebrigens möchte ich erwähnen, daß wir mit deinem Onkel überhaupt nichts verabredet haben, außer daß wir dich gern hierbehalten möchten, und wir ahnen nicht, was er dir gesagt hat. Doch was es auch gewesen ist, es geht auf seine eigene Rechnung, und keinen hier im Haus ist dafür verantwortlich! So, und nun lasst dir von Britta die Haare kämmen. Du siehst aus wie eine Kreuzung zwischen einem Mop und Brigitte Bardot. Auf Wiedersehen, Brausekopf!“

Marions Augen blieben an der Tür hängen, die sich leise hinter Tante Edda schloß. „Ist das aber eine komische Nudel“, sagte sie.

Kein Zweifel, Tante Eddas lange Rede hatte Eindruck auf Marion gemacht. Nicht, daß sie sofort freundlich und sonnig wurde, beileibe nicht! Aber ihr Gesichtsausdruck änderte sich allmählich, die „Gewitterwolken“ verzogen sich.

„Ich hätte nie gedacht, daß ich je glücklich sein würde, weil ein Mensch mich eine „komische Nudel“ nennt“, lachte Tante Edda, als ich Bericht erstattet hatte. „Das ist ja ein großartiger Anfang! Zuerst waren wir alle, ich mit eingeschlossen, zum Kotzen. Da ist die komische Nudel schon ein Riesenfortschritt!“

„Ah, Kinder“, seufzte ich, „was haben wir — ich meine Vati und mich — uns da aufgeehalt! Wenn bloß unsere Gemütllichkeit und unser nettes Familienleben dabei nicht flöten gehen. War es wirklich richtig, daß wir das Problemkind hierbeliehen?“

„Weißt du, Britta“, sagte Tante Edda, und ihre Stimme war voll Wärme. „Auf deine Frage kann ich dir genau die richtige Antwort geben. Ich habe sie aus der Bibel.“

„Und was sagt die Bibel?“

Tante Edda zitierte langsam, jedes Wort betonen:

„Denn wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde.“

Wir schwiegen eine Weile. Dann nickte ich.

„Ja. Omi sprach manchmal von Unterlassungssünden. Jetzt verstehe ich, was damit gemeint ist.“

„Eigentlich“, sagte Bernadette langsam, „eigentlich ist das genau das gleiche wie der Wahlspruch meiner Familie in Wallis.“

„Und der lautet?“

„Wenn ich weiß, daß jemand leidet, und ich könnte helfen und tu es nicht, dann bin ich an dem Leiden schuld.“

Wieder schwiegen wir. Zuletzt sagte Eltern:

„Wie richtig ist das! Aber schaffst du es immer, danach zu leben, Bernadette?“

„O nein, leider nein! Aber ich habe den Spruch ein bißchen vereinfacht und es mir damit leichter gemacht.“

„Und wie ist dein Privatspruch?“

„Sehr einfach: „Sag nie nein, wenn es dir möglich ist, ja zu sagen.““

„Also“, sagte Tante Edda, „also einigen wir uns darauf, es nicht zu bereuen, daß wir Marion aufgenommen haben.“

„Ja, wir einigen uns!“ sagte ich.

„Unbedingt!“ nickte Ellen.

„Klar!“ sagte Bernadette.

Vati schwieg. Ich warf einen Blick auf ihn, aber es sah es nicht. Seine Augen waren auf Tante Edda gerichtet, mit einem Ausdruck, den ich nie bei ihm gesehen hatte.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte Bernadette. Sie hatte das Schlafzimmer gemacht und kam gerade die Treppe herunter.

„Sie geht mit meinem Vater und Tante Edda spazieren.“

„Na, dann ist sie ja gut aufgehoben. Wenn sie ihre Wanderung bloß nicht in Richtung Eisbude legen!“

„Keine Angst, Bernadette, Tante Edda ist dabei. Sie wird schon aufpassen.“

„Und wo ist Ellen?“

„Zur Massage. Weißt du, natürlich tut sie mir furchtbar leid mit ihrem Arm, aber wenn ich egoistisch denke, bin ich sogar froh darüber!“

„Weißt du dann hierbleib, meinst du?“

„Klar! Ich bin ja ganz unglücklich bei dem Gedanken, daß du bald wegfaßt. Von Vati will ich gar nicht reden.“

„Na, mich würde er seelenruhig wegfaßren lassen, wenn ich bloß Lillepus hierließe“, lächelte Bernadette. „Glaub aber nur nicht, daß ich gern wegfaßre, Britta. Ich habe mich so gut eingelebt. Doch schließlich habe ich einen Mann, und zwar einen, nach dem ich mich wahnsinnig sehne.“

„Dann hol ihn her!“

„Wenn sich das nur machen ließe. Nein, einer von uns muß recht bald nach Hause. Wegen Barry.“

„Ach ja, euer Bernhardiner-Wunderhund.“

„Barry ist ein Wunderhund. Er hat es ja gut bei unserer Wirtin. Sie liebt ihn abgöttisch. Aber sie hat im voraus gesagt, daß sie ihn nur bis zum 1. August behalten kann, danach fährt sie ins Ausland.“

„Zum 1. August! Bernadette, das ist ja schon in vierzehn Tagen! Und alles wegen des Kötters!“

„Sei froh, daß mein Mann dich nicht hört!“

„Köter! Barry ein Köter! Wenn Barry ein

Köter ist, dann ist Columbine eine... eine...“

„So, so! Beruhige dich.“

„Außerdem fahre ich ja nicht nur wegen des sogenannten Kötters. Mein Mann kommt auch um den 1. August herum zurück, nebenbei gesagt.“

„Verfixt“, entfuhr es mir.

„Komm und besuch uns im Winter!“ schlug Bernadette vor. „Was macht übrigens deine Patientin?“

„Laucht hingerissen amerikanischer Jazzmusik aus Ellens Kofferradio.“

„Dann ist sie ja versorgt, und wir beide haben tatsächlich eine Ruhepause. Oder hast du anderes zu tun?“

„Tausend Dinge! Aber ich lasse sie alle liegen, um mit dir ein halbes Stündchen zu faulenzen. Uebrigens, es geht wirklich vorwärts mit Marion.“

„Mit ihrem Hals oder ihrer Seele?“

„Auf ihren Hals pfeife ich. Nein, mit der Seele! Heut hat sie sich ganz allein waschen können, und als ich helfen wollte, sagte sie: „Bei dir piept's wohl, du oller Döskopp?“ Das nennt ich doch einen Fortschritt!“

„Unbedingt! Ich gratuliere. Ach, da ist Eltern! Ob sie wohl die Post geholt hat?“

Das hatte sie. Sie überreichte Bernadette einen dicken Brief mit griechischen Marken und mir einen mit ägyptischen. Pierre hat von seinem Schwiegervater strengen Befehl, seine Liebesbriefe in verschiedenen Ländern einzustecken, weil besagter Schwiegervater Marken sammelt.

Bernadette machte den Brief vorsichtig auf und gab mir den Umschlag.

„Hier, für deinen Vater!“

Dann lasen wir beide. Ellen war direkt auf ihr Zimmer gegangen. Sie mußte sich nach der anstrengenden Massage immer eine Stunde ausruhen.

Ich saß tief versunken über meinem Brief, als ich plötzlich merkte, daß Bernadette schaute und sich die Augen wischte.

„Liebe Bernadette, was ist?“

„„Er... er... fährt nach Afrika!“

„Dein Mann?“

„Ja, mit einem Zoologen, einem Professor. Er hat Asbjörn als Kameramann für eine Forschungsreise engagiert. Er startet Mitte August.“

„Ja, aber Bernadette, dann kannst du doch hierbleiben!“

„Was denkst du! Ich muß so bald wie möglich nach Hause. Was meinst du, was zu tun habe? Seine ganze Kleidung muß nachgesessen werden, er kommt selbst in einer Woche zurück und...“

Mitten in die Aufregung und Tränen kamen Vati, Tante Edda und Lillepus nach Hause.

„Afrika?“ fragte Vati. „Na, der kann laufen. Wir auch. Denn jetzt bleiben Sie hier! Nicht wahr, Lillepus?“

Er warf Lillepus hoch und fing sie wieder auf. Sie jauchzte vor Freude.

„Aber ich will doch zu meinem Mann. Er bleibt ungefähr eine Woche zu Hause.“

„Wieder schwiegen wir. Zuletzt sagte Eltern:

„Wie richtig ist das! Aber schaffst du es immer, danach zu leben, Bernadette?“

„O nein, leider nein! Aber ich habe den Spruch ein bißchen vereinfacht und es mir damit leichter gemacht.“

„Und wie ist dein Privatspruch?“

„Sehr einfach: „Sag nie nein, wenn es dir möglich ist, ja zu sagen.““

„Also“, sagte Tante Edda, „also einigen wir uns darauf, es nicht zu bereuen, daß wir Marion aufgenommen haben.“

„Ja, wir einigen uns!“ sagte ich.

„Unbedingt!“ nickte Ellen.

„Klar!“ sagte Bernadette.

Vati schwieg. Ich warf einen Blick auf ihn, aber es sah es nicht. Seine Augen waren auf Tante Edda gerichtet, mit einem Ausdruck, den ich nie bei ihm gesehen hatte.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte Bernadette langsam, jedes Wort betonen:

„Denn wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde.“

Wir schwiegen eine Weile. Dann nickte ich.

„Ja. Omi sprach manchmal von Unterlassungssünden. Jetzt verstehe ich, was damit gemeint ist.“

„Eigentlich“, sagte Bernadette langsam, „eigentlich ist das genau das gleiche wie der Wahlspruch meiner Familie in Wallis.“

„Und der lautet?“

„Wenn ich weiß, daß jemand leidet, und ich könnte helfen und tu es nicht, dann bin ich an dem Leiden schuld.“

Wieder schwiegen wir. Zuletzt sagte Eltern:

„Wie richtig ist das! Aber schaffst du es immer, danach zu leben, Bernadette?“

„O nein, leider nein! Aber ich habe den Spruch ein bißchen vereinfacht und es mir damit leichter gemacht.“

„Und wie ist dein Privatspruch?“

„Sehr einfach: „Sag nie nein, wenn es dir möglich ist, ja zu sagen.““

„Also“, sagte Tante Edda, „also einigen wir uns darauf, es nicht zu bereuen, daß wir Marion aufgenommen haben.“

„Ja, wir einigen uns!“ sagte ich.

„Unbedingt!“ nickte Ellen.

„Klar!“ sagte Bernadette.

Vati schwieg. Ich warf einen Blick auf ihn, aber es sah es nicht. Seine Augen waren auf Tante Edda gerichtet, mit einem Ausdruck, den ich nie bei ihm gesehen hatte.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte Bernadette langsam, jedes Wort betonen:

„Denn wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde.“

Wir schwiegen eine Weile. Dann nickte ich.

„Ja. Omi sprach manchmal von Unterlassungssünden. Jetzt verstehe ich, was damit gemeint ist.“

„Eigentlich“, sagte Bernadette langsam, „eigentlich ist das genau das gleiche wie der Wahlspruch meiner Familie in Wallis.“

„Und der lautet?“

„Wenn ich weiß, daß jemand leidet, und ich könnte helfen und tu es nicht, dann bin ich an dem Leiden schuld.“

Wieder schwiegen wir. Zuletzt sagte Eltern:

„Wie richtig ist das! Aber schaffst du es immer, danach zu leben, Bernadette?“

„O nein, leider nein! Aber ich habe den Spruch ein bißchen vereinfacht und es mir damit leichter gemacht.“

„Und wie ist dein Privatspruch?“

„Sehr einfach: „Sag nie nein, wenn es dir möglich ist, ja zu sagen.““

„Also“, sagte Tante Edda, „also einigen wir uns darauf, es nicht zu bereuen, daß wir Marion aufgenommen haben.“

„Ja, wir einigen uns!“ sagte ich.

„Unbedingt!“ nickte Ellen.

„Klar!“ sagte Bernadette.

Vati schwieg. Ich warf einen Blick auf ihn, aber es sah es nicht. Seine Augen waren auf Tante Edda gerichtet, mit einem Ausdruck, den ich nie bei ihm gesehen hatte.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte Bernadette langsam, jedes Wort betonen:

„Denn wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist's Sünde.“

Wir schwiegen eine Weile. Dann nickte ich.

„Ja. Omi sprach manchmal von Unterlassungssünden. Jetzt verstehe ich, was damit gemeint ist.“

„Eigentlich“, sagte Bernadette langsam, „eigentlich ist das genau das gleiche wie der Wahlspruch meiner Familie in Wallis.“

„Und der lautet?“

„Wenn ich weiß, daß jemand leidet, und ich könnte helfen und tu es nicht, dann bin ich an dem Leiden schuld.“

Wieder schwiegen wir. Zuletzt sagte Eltern:

„Wie richtig ist das! Aber schaffst du es immer, danach zu leben, Bernadette?“

„O nein, leider nein! Aber ich habe den Spruch ein bißchen vereinfacht und es mir damit leichter gemacht.“

„Und wie ist dein Privatspruch?“

„Sehr einfach: „Sag nie nein, wenn es dir möglich ist, ja zu sagen.““

„Also“, sagte Tante Edda, „also einigen wir uns darauf, es nicht zu bereuen, daß wir Marion aufgenommen

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

7. Fortsetzung

„Aber nein, ich mag das gern. Ich bin erst siebzehn“, fügte sie hinzu.

„Beneidenswert“, seufzte Ellen. „Sich vorzustellen, daß man wieder siebzehn wäre!“

„Tu bloß nicht so“, lachte Vati. „Für mich bist du mit deinen neunundzwanzig genauso beneidenswert, Ellen!“

„So, jetzt hört aber auf“, schaltete sich Tante Edda ein. „Was soll ich da sagen? Komm, Marion, du bist heute der Ehengast, du kriegst zuerst Apfelforte mit Sahne, von Bernadette und mir gemeinsam gebacken!“

„Oh, meine Lieblingsspeise!“ rief Marion. Endlich ein spontaner Ausruf, endlich eine vergnügte, normale Stimmung! Gesehnete Apfelforte, gesegnete Tante Edda und Bernadette!

„Na, da siehst du, also hast du doch ein Lieblingsessen!“ sagte ich. „Nimm nur tüchtig. Wenn Vati drauflosgelassen wird, bleibt nichts übrig.“

„Ich muß doch für Lillepus sorgen“, vertheidigte sich Vati.

„Nein, das müssen Sie nicht, das besorgt die Rabenmutter“, lachte Bernadette und legte ein angemessenes kleines Stück auf Lillepus' Teller.

„Was macht dein Buch, Tante Edda?“ fragte ich.

„Ruh in der Schreibtischschublade“, sagte Tante Edda. „Ich habe mich festgefahrene und komme nicht weiter.“

„Ah nein! Kann das der begnadeten Dichterin passieren? Dürfen wir dir helfen? Sollen die beiden Liebenden sich streiten, und weißt du nicht worüber?“

„Es gibt keine Liebenden, du Quatschkopf. Da ist ein siebzehnjähriges Mädchen.“

„Hör, hör, Marion! Hier bist du anscheinend zuständig!“

„Unterbrich nicht, Quasselliese!“ rief Ellen. „Jetzt wollen wir das Problem hören!“

„Ja, also meine jungen Freundinnen, was macht ein siebzehnjähriges Mädchen, das plötzlich kein Geld mehr hat und ziemlich allein auf der Welt ist? Was macht sie, um sich eine Existenz aufzubauen? Was würdet ihr tun?“

„Ich würde zu Onkel Benno und Britta fahren und um ein Bett und etwas Essen bitten“, sagte Ellen.

„Vorschlag verworfen“, lächelte Tante Edda. „Meine Helden hat keinen Onkel Benno, die Aermste.“

„Dann kann sie einem ja leid tun“, meinte Bernadette. „Na, ich würde die Nähmaschine herausholen und bekanntgeben, daß ich Näharbeiten annehme!“

„Besser“, sagte Tante Edda. „Dazu gehört aber eine Sonderbegabung, die ich meiner Helden nicht gegeben habe.“

„Wie unbedacht von dir, Tante Edda. Ich würde entweder Arzthelferin oder Säuglingshochschwester werden.“

„Dazu gehört eine lange Lehrzeit mit wenig Gehalt, Britta. Wovon würdest du leben? Nur du, Marion. Du bist ja siebzehn. Kannst du dir die Situation vorstellen?“

„Weiß nicht“, sagte Marion. „Vielleicht Hausarbeit — nein, lieber auf einem großen Gut, irgendwo mit Arbeit im Freien. Und vor allem in einem Haus, in dem man auch Wohnung und Essen hätte.“

„Endlich ein vernünftiges Wort!“ rief Tante Edda. „Meine Helden würde bestimmt auch ein Sparschwein anschaffen.“

„Und das Gehalt sparen.“

„Damit sie später etwas Richtiges lernen könnte.“

Jetzt machten wir alle eifrig Vorschläge. Tante Edda mußte zuletzt zu Papier und Bleistift greifen, um unsere Ideen niederschreiben.

Während wir durcheinanderriefen, ging die Tür auf, und Columbine kam herein. Ganz automatisch rückte ich ein Stückchen vom Tisch weg, denn ich erwartete natürlich, daß sie jetzt auf meinen Schoß springen würde.

Columbine glitt elegant über den Teppich. Sie strahlte die erhabene Ruhe und die vollkommene Harmonie der Katze aus. Vor Marions Sessel blieb sie stehen und beschnupperte Marions Füße. Dann hob sie ihren schönen Kopf, richtete die blauen Sämesenägen auf Marion und sprang ihr mit einem leichten, selbstverständlichen Satz auf den Schoß.

Marion sagte gerade etwas. Sie unterbrach ihre Worte nicht, sondern sprach fertig und streichelte Columbine über den Rücken — ganz unauffällig, ganz selbstverständlich.

„Jetzt schlägt's aber dreizehn!“ rief ich.

„Wieso?“ fragte Ellen, aber Bernadette entdeckte den Grund.

„Nein, sieh mal an! Columbine auf einem anderen Schoß als Brittas!“

„Zum ersten Mal!“ sagte ich. „Was in aller Welt hast du an dir, Marion? Warum geht Columbine zu dir?“

„Ach so, die Katze. Das tun alle Katzen. Hunde auch.“

„Dann liebst du wohl Tiere sehr?“

„O ja, das tu' ich.“

„Hast du vielleicht selbst eine Katze zu Hause?“

„Nein. Die Tante sagt immer, daß Katzen haaren und die Möbel zerkratzen. Und die Hunde machen mit ihren Pfoten die Teppiche schmutzig.“

Es kam trocken, selbstverständlich, ohne Bitterkeit. Eine Tatsache wurde erzählt, ohne Kommentar.

Aber während sie sprach, kraute sie Columbine im Nacken, und Columbine schnurrte wie eine Kaffeemühle.

Die anderen plauderten weiter. Ich blieb sitzen und sah Marion und die Katze an. Es war, als löste sich etwas in dem Mädchen.

Ihre Muskeln entspannten sich, sie saß bequem zurückgelehnt im Sessel. Ihr Gesichtsausdruck wurde weicher, das Angespannte verschwand, und ein Ausdruck des Friedens machte ihr schmales Gesichtchen hübscher denn je.

Ellen war gerade dabei, Tante Edda zu erklären, die Helden könnte nach Dänemark fahren und dort ganz bestimmt eine gut bezahlte Arbeit als Kindermädchen bekommen. Marion hörte zu und kraute dabei immer noch die Katze.

Vati hob Lillepus von seinem Schoß und setzte sie mir auf die Knie. Dann nahm er Tante Eddas Bleistift und Block, rückte ein bißchen in den Schatten und fing an zu zeichnen, wortlos, mit dem aufmerksamen, glücklichen Ausdruck, den er beim Arbeiten immer hat. Seine Augen gingen von Marion zum Papier und wieder zu Marion. Ich gab Lillepus ein unerlaubtes zweites Stück Kuchen, damit sie ruhig blieb.

Ich sah Vati an, und ich sah Marion und Columbine an.

Eines war mir jetzt klar: Soweit es an mir lag, sollte Marion in drei Wochen nicht weg, sondern vorerst hierbleiben. Solange, bis ihr Gesicht immer diesen Ausdruck hatte, bis das ganze Mädchen so ausgeschlagen und so ruhig war wie in diesem Augenblick.

Marion war der erste Mensch, dem Columbine solches Vertrauen geschenkt hatte. Ob Columbines tiefer, sicherer Tierinstinkt wohl mehr sah und ahnte als wir, als der Onkel Selsing, als die Polizei?

Eins wußte ich: Marion war kein schlechter Mensch.

In diesem Augenblick vergab ich ihr alles, und ich dankte dem lieben Gott, daß er sie Pierre und mir an dem regnerischen Abend über den Weg hatte laufen lassen.

„Vorschlag ausgezeichnet stop Ankunft mit Barry voraussichtlich am 2. August stop Grüße die Wunderfamilie stop Kuß Asbjörn.“ So lautete das Telegramm, das Bernadette mir mit strahlenden Augen hinlegte.

„Oh, wie freue ich mich!“ rief ich. „Und was machen wir nun zu seiner Ankunft?“

„Du erlaubst mir, eine Erdbeertorte zu backen, und fertig ist die Laube!“

„Vorschlag verworfen“, lächelte Tante Edda. „Meine Helden hat keinen Onkel Benno, die Aermste.“

„Dann kann sie einem ja leid tun“, meinte Bernadette. „Na, ich würde die Nähmaschine herausholen und bekanntgeben, daß ich Näharbeiten annehme!“

„Besser“, sagte Tante Edda. „Dazu gehört aber eine Sonderbegabung, die ich meiner Helden nicht gegeben habe.“

„Wie unbedacht von dir, Tante Edda. Ich würde entweder Arzthelferin oder Säuglingshochschwester werden.“

„Dazu gehört eine lange Lehrzeit mit wenig Gehalt, Britta. Wovon würdest du leben? Nur du, Marion. Du bist ja siebzehn. Kannst du dir die Situation vorstellen?“

„Weiß nicht“, sagte Marion. „Vielleicht Hausarbeit — nein, lieber auf einem großen Gut, irgendwo mit Arbeit im Freien. Und vor allem in einem Haus, in dem man auch Wohnung und Essen hätte.“

„Endlich ein vernünftiges Wort!“ rief Tante Edda. „Meine Helden würde bestimmt auch ein Sparschwein anschaffen.“

„Und das Gehalt sparen.“

„Damit sie später etwas Richtiges lernen könnte.“

Jetzt machten wir alle eifrig Vorschläge. Tante Edda mußte zuletzt zu Papier und Bleistift greifen, um unsere Ideen niederschreiben.

Während wir durcheinanderriefen, ging die Tür auf, und Columbine kam herein. Ganz automatisch rückte ich ein Stückchen vom Tisch weg, denn ich erwartete natürlich, daß sie jetzt auf meinen Schoß springen würde.

Columbine glitt elegant über den Teppich. Sie strahlte die erhabene Ruhe und die vollkommene Harmonie der Katze aus. Vor Marions Sessel blieb sie stehen und beschnupperte Marions Füße. Dann hob sie ihren schönen Kopf, richtete die blauen Sämesenägen auf Marion und sprang ihr mit einem leichten, selbstverständlichen Satz auf den Schoß.

Marion sagte gerade etwas. Sie unterbrach ihre Worte nicht, sondern sprach fertig und streichelte Columbine über den Rücken — ganz unauffällig, ganz selbstverständlich.

„Jetzt schlägt's aber dreizehn!“ rief ich.

„Wieso?“ fragte Ellen, aber Bernadette entdeckte den Grund.

„Nein, sieh mal an! Columbine auf einem anderen Schoß als Brittas!“

„Zum ersten Mal!“ sagte ich. „Was in aller Welt hast du an dir, Marion? Warum geht Columbine zu dir?“

„Ach so, die Katze. Das tun alle Katzen. Hunde auch.“

„Dann liebst du wohl Tiere sehr?“

„O ja, das tu' ich.“

„Hast du vielleicht selbst eine Katze zu Hause?“

„Nein. Die Tante sagt immer, daß Katzen haaren und die Möbel zerkratzen. Und die Hunde machen mit ihren Pfoten die Teppiche schmutzig.“

Es kam trocken, selbstverständlich, ohne Bitterkeit. Eine Tatsache wurde erzählt, ohne Kommentar.

Aber während sie sprach, kraute sie Columbine im Nacken, und Columbine schnurrte wie eine Kaffeemühle.

Die anderen plauderten weiter. Ich blieb sitzen und sah Marion und die Katze an. Es war, als löste sich etwas in dem Mädchen.

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

anders als ihr. Er darf es nicht zerstören, er darf es nicht!“

Marion konnte nicht weitersprechen. Sie weinte, weinte so, daß ihr schmächtiger Körper zitterte.

Da wurde ich ganz ruhig. Ich ließ sie weinen, ich streichelte nur ihren Kopf und wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte.

„Marion“, sagte ich leise, „sei nun ruhig, Kleine! Ich werde dir was erzählen. Einmal, vor vielen Jahren, hatte ich in der Schule was ausgefressen, und bekam einen Brief mit nach Hause. Ich hatte furchtbare Angst. Du ahnst nicht, was für einen Nachmittag ich verbrachte. Ich wußte ganz sicher, daß ich Prügel bekommen würde und höchstwahrscheinlich auch Stubenarrest, und es war ausgerechnet der Tag vor einem Preisschwimmen, bei dem ich große Chancen hatte. Ja, es ging mir damals, wie es dir heute ging. Ich machte den Brief auf. Dann passierte mir aber was Komisches. Jetzt konnte ich ihn lesen — und ich tat es nicht! Ich habe mich furchtbar geschämt. Plötzlich hatte ich nur einen Wunsch, Vati alles zu beichten, meine Strafe hinzunehmen, wie hart sie auch ausfallen mochte. Ich hatte ein so schlechtes Gewissen wie nie in meinem Leben.“ Marion horchte atemlos. „Und dann?“

„Ja, dann lief ich rüber ins Atelier. Ich wollte einfach nicht die Zeit haben, noch einmal nachzudenken. Ich reichte Vati den Brief, und bevor er etwas sagen konnte, sagte ich: „Paps, da ist ein Brief aus der Schule, und ich habe ihn aufgemacht, weil ich Angst hatte, aber ich habe ihn doch nicht gelesen, und ich weiß, daß ich Hause kriege. Tu es bitte schnell, damit wir es hinter uns haben, und ich werde nie mehr einen Brief aufmachen.“

„Und als du deine Hause weg hattest?“

„Ich bekam sie ja gar nicht! Vati saß da mit dem Brief in der Hand und guckte von mir zum Brief und vom Brief zu mir. Dann wurde er ganz blaß und sagte: „Britta, weiß du, was die Verletzung des Briefgeheimnisses bedeutet?“ Dann fing ich an zu heulen, und Vati war ganz, ganz ruhig. Er setzte sich hin und erklärte mir, daß es ein Verbrechen sei. Einen Brief unerlaubt zu lesen, sei eine Gemeinheit, einen aufzumachen, sei ein Verbrechen, und er sei nie in seinem Leben so enttäuscht gewesen. Dann blieb er ganz still sitzen, er las den Brief nicht, er guckte mich nur an. Zuletzt nahm er meine Hand und sagte: „Gut, Britta, du hast doch im letzten Augenblick deine Ehre gerettet. Du hättest den Brief wieder zukleben können und nichts zu erzählen brauchen.“ Ich sagte ihm dann, daß ich das nicht konnte. Ich mußte ihm alles erzählen und ich schämte mich so schrecklich, so schrecklich. O du liebe Zeit, wie war ich unglücklich! Dann war Vati furchtbar lieb zu mir, er nahm mich in die Arme und sagte, ich sei doch in Grunde ein anständiges Mädchen, das er weiterhin sehr liebt.“

„Aber als er den Brief gelesen hatte?“ fragte Marion. Sie lauschte meiner Erzählung mit großen Augen.

„Oh, mein Paps ist ein komischer Kauz!“ lachte ich. „Pap, lauter Entsetzen über die Verletzung des Briefgeheimnisses vergab er, den Brief zu lesen. Das tat er, nachdem wir uns versöhnt hatten. Dann allerdings sagte er, ich hätte doch die Hause verdient, aber jetzt sei es zu spät. Dann hielt er mir eine Strafpredigt, die es in sich hatte, schrie der Lehrer, daß er ernstlich mit mir geredet, und daß ich versprochen hätte, nie mehr naseweis zu sein — darum ging es nämlich —, und ich hatte das Vergnügen, den Brief am folgenden Tag zu überreichen. Nebenbei gesagt, gewann ich am gleichen Nachmittag das Preisschwimmen.“

Marion saß ganz still da. Sie weinte nicht mehr. Sie nahm den Brief und stand auf.

„Ist dein Vater im Atelier?“

„Ja.“

„Dann gebe ich ihm den Brief.“

„Marion, hör mal. Der Brief ist nicht auf-

Die Kurzgeschichte:

Der neue Sheriff

Von Karl Gebhardt

In Texas suchten sie einen neuen Sheriff. Der alte Sheriff war der Trunk- und verfallen und hatte sich stinkend eingewiesen. — Was nun?

Das Amt war nicht leicht zu bekommen, waren doch die beiden Vorgänger in Ausübung ihres Dienstes erschossen worden. So war durchaus zu verstehen, daß sich zunächst kein Mensch um den Posten bewarb. Bis schließlich dann doch drei wagemutige Bewerber dem Bürgerausschluß zur Wahl stellten.

Der erste Anwärter war klein und dick.

Der zweite Bewerber genau das Ge-

Normalgrößen.

Jeder der drei Leute hatte außerdem seine Vorzüge und Nachteile.

Nach langen Beratungen wählte man den dünnen Mann zum Sheriff. Warum wohl?

Ganz einfach: Man war sich darüber einig geworden, daß er bei seiner aufwändigen dünnen Figur das denkbar schlechteste Ziel bot.

„Auf dem Klöcken. Ihre Äußerungen, als sie mich verließ, deuten auf so was.“

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

8. Fortsetzung

„Asbjörn, dies ist Marion Selsing, und sie ist in puncto Tiere genau wie du! Die Tiere riechen ihr geradezu nach!“

„Ist das aber schön, eine verwandte Seele, zu treffen!“, lächelte Asbjörn und drückte Marions Hand. „Also, Herr Dieters und Fräulein Britta, meinen Dank für alles, was Sie für meine Familie getan haben und dafür, daß ich kommen durfte, werde ich nachher feierlichst in Worte fassen. Vorläufig muß ich den Wagen entladen.“

„Eilt es so?“ fragte ich.

„Und ob es eilt! Meine Tochter rief schon, bevor das Schiff angelegt hatte, ob ich ihr „was Schönes“ mitgebracht hätte!“

Dann trugen wir alle Koffer, Pakete und Kartons ins große Fremdenzimmer, und Asbjörn Grather lachte herzlich über unsere Willkommensschilder und über die Blumensträuße an den Türrahmen.

Als die ganze Gesellschaft zum Kaffeeentrinken ins Wohnzimmer kam, erhob sich Columbine in ihrem Sessel. Sie machte einen Buckel und fauchte.

„Oh, die Katze!“ rief Ellen.

Marion ging ruhig hin und nahm Columbine auf den Arm. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, und Barry legte sich neben sie. Marion sprach nicht. Sie streichelte abwechselnd die beiden Tiere und ließ Barry ruhiger kommen. Sie nahm sich Zeit, streichelte und kraute.

Columbines Rückenhaare glätteten sich. Barry winselte leise. Marion setzte Columbine auf den Fußboden. Barry drehte den Kopf, guckte sich Columbine noch einmal an, und wedelte dann mit dem Schwanz. Columbine starrte fasziniert auf seinen buschigen Schwanz. Dann legte sie sich flach auf den Teppich und streckte ein spielerisches, samtsweites Pflötchen aus, bekam die Schwanzspitze zu fassen, und der Grundstein zu einer rührenden Freundschaft war schon gelegt...

Mit dem frechen kleinen Kater Anton hatten wir überhaupt keine Schwierigkeiten. Anton war noch jung und lebte in seiner eigenen glücklichen Kinderwelt, jenseits von Gut und Böse. Anton akzeptierte noch mit Freuden jedes Lebewesen, ob es nun auf zwei oder auf vier Beinen ging.

„Menschenkind“, sagte Asbjörn, als wir uns zu Tisch setzten. „Sie haben wohl Ihr Leben lang nur mit Tieren zu tun gehabt?“

„Nein“, antwortete Marion.

„Aber wie in aller Welt...?“ fragte Asbjörn.

„Ich weiß nicht. Ich... ich finde es nicht so komisch. Ich habe nie darüber nachgedacht. Es ist... ja es ist nur so.“

„Ach, Marion“, sagte Bernadette. „Jetzt hast du das Herz meines Mannes für ewig gewonnen, ganz und gar.“

„Nicht ganz“, sagte Asbjörn Grather. „Eine kleine Ecke habe ich noch für dich reserviert. Und ein kleines bisschen für Lillepus.“

„Britta“, sagte Marion abends, als wir zu Bett gingen.

„Ja?“

„Willst du mir eine ehrliche Antwort geben?“

„Na klar.“

„Weiß Herr Grather etwas über mich?“

„Ja. Daß du Marion heißt, hier wohnst, schwarze Haare hast und ein phantastischer Tiernmensch bist.“

„Du weißt sehr gut, was ich meine.“

„Ja, das weiß ich. Aber es stimmt, was ich sage. Er weiß überhaupt nichts von deiner Vergangenheit und wie du hergekommen bist.“

„Sicher?“

„Ganz sicher.“

„Wie kannst du ganz sicher sein?“

„Weil ich Bernadette gefragt habe.“

„Und jetzt?“

„Jetzt? Er wird weiterhin nichts erfahren. Marion, du kannst wirklich ganz beruhigt sein. Außerdem, die wir hier waren, als du kamst, weiß kein Mensch etwas und erfährt auch nichts. Das geht doch keinen Menschen etwas an.“

„Tut's auch nicht“, sagte Marion.

Sie ging ins Bett, sagte gute Nacht und machte ihre Nachttischlampe aus. Im Schein der meinen sah ich, daß sie auf dem Rücken lag, die Hände unter dem Nacken. Die langen schwarzen Haare waren wie ein Fächer über das Kopfkissen gebreitet. Ich machte meine kleine Lampe ebenfalls aus.

Dann lag ich da in der Dunkelheit und dachte an den schönen Tag, den wir hinter uns hatten. Ich dachte daran, daß wir morgen mit dem Auto zum Strand fahren könnten. Wir wollten einen großen Freibad mitnehmen und den ganzen Tag im Freien verbringen. Mit dem Baden ist das nämlich eine Sache. Wir müssen durch das ganze Dorf laufen und dann noch ein Stück weiter an der Südseite der Insel entlang. Wir wohnen zwar nicht weit weg vom Wasser, aber auf unserer Seite ist das steile Kliff. Da hinein frischt sich das Meer, wenn es stürmt, immer tiefer, und bei Flut bleibt nur noch ein winziger, schmaler Strandstreifen unterhalb des Kliffs. Dort ist das Baden streng verboten.

Aber jetzt hatten wir einen Wagen, und wenn Asbjörn Grather wieder weg mußte, konnte Bernadette fahren.

Vati hatte versprochen, morgen keinen Strich zu malen, und Tante Edda, kein Wort zu schreiben. Das Wetter war zur Zeit prachtvoll, und das wollten wir ausnutzen.

Wie freute ich mich darauf!

Wenn bloß — oh, wenn bloß Pierre da-beisein könnte!

Nun ja, im September wollte er kommen, für vier Wochen! Dann hatte er Urlaub.

Dann konnten wir auch in Ruhe planen. Wir mußten einen Ausweg finden, wir wollten ja so gern heiraten. Vielleicht war es doch möglich, daß wir vorerst hier mit Vati wohnen.

September. Nur noch wenige Wochen, dann kam Pierre. Wie lange würden wohl die anderen bleiben? Tante Edda — nun, sie war ja unabhängig. Bernadette? Vielleicht bis Ende September? Ellen? Alles hing von ihrem Arm und ihren Behandlungen ab. Und Marion?

Marion. Immer landeten meine Gedanken bei ihr. Ob sie sich wohl selbst so viele Gedanken über ihre Zukunft mache, wie ich es tat und wir alle übrigens? Marion, mit dieser merkwürdigen Tier-Anziehungs Kraft. Marion mit ihrer Schweigsamkeit. Ja, eigentlich hatte sie nur richtig gesprochen, wenn sie unglücklich oder böse war. Wenn es ihr gut ging, schwieg sie.

Ich ahnte noch nicht, welche Interessen sie hatte, ahnte nicht, ob sie bestimmte Pläne hatte, ob sie sich eine Vorstellung über ihre Zukunft mache. Wenn man bloß ihre Gefühle ans Tageslicht locken könnte!

Der Schlaf wollte nicht kommen. Probleme anzupacken, wenn man eigentlich schlafen sollte, ist so ziemlich das dümmste, was man machen kann. Da hat Vati ein wunderbares Prinzip. Wenn Omri klagte, sie hätte vor lauter Gedanken nicht schlafen können, dann lachte Vati und sagte: „Abschalten, Mutti! Wenn ich meinen Kopf auf das Kissen lege, schalte ich die ganze Gehirntätigkeit ab und schlaffe ein.“

Ich warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt des Weckers. Gleich zwölf. Ich drehte mich auf die andere Seite, dann auf die linke. Durstig war ich auch. Im Kühlenschrank stand noch ein Rest Orangensaft. Ob ich raussschleichen konnte, ohne Marion zu wecken?

Ich stand lautlos auf, schlüpfte in meinen Bademantel und die Pantoffeln.

Wie still es im Haus war! Eigentlich schön. Ich ging ins Wohnzimmer, kuschelte mich in den großen Sessel und machte es mir mit dem Saft gemütlich. Ach richtig, im Schrank war bestimmt eine Keksröllchen. Und dort lagen Tante Edas Zigaretten. Ich fand es ungern in dem stillen Zimmer, mit dem Saft und den Keksen und einer gemopsten Zigarette.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich Ellen nicht hätte kommen hören. Sie war in einem Kon-

„Dann klaue ich auch eine!“ Ellens Augen waren groß und dunkler als sonst. Sie brachte eine kühle Frische mit sich, etwas vom Duft der Sommernacht. Diese salzige Luft, die Feuchtigkeit, vermischt mit einem Hauch Blumenduft aus all den kleinen Gärten.

„Ellen, wo in aller Welt bist du gewesen? „Im Konzert.“ „Bis zwölf Uhr dreizehn?“

„Du bist aber eine schreckliche kleine Möraltante, Britta. Nein, das Konzert dauerte bis halb zehn.“ „Ja, und?“

„Britta, kennst du die Geschichte von dem Mädchen, das sich zu Tode fragte?“

„Nein, erzähl!“ sie mir bitte! Also, und dann?“

„Und dann Essen im Hotel, und dann Spaziergang am Strand, du abscheuliches Mädchen, und dann — und dann...“

Mir ging ein großes Licht auf, und ich lächelte von einem Ohr zum anderen.

„Und einen Kuß vor dem Gartentor. O Ellen! Du bist verliebt!“

„Das entdeckst du erst jetzt?“ sagte Ellen.

„Wenn du für einen Groschen Beobachtungen gehabt hättest, wäre es dir längst aufgefallen.“

„Ellen, du altes Schaf, du weißt genau, daß meine ganze Beobachtungsfähigkeit von Marion beansprucht wird! Aber erzähl! doch, ich platzte vor Neugier! Wo hast du ihn kennengelernt, wo wohnt er, wie heißt er, wie alt ist er, was macht er, wie...“

„Halt, es genügt vorläufig. Kennengelernt ist in Kurhaus, auf der Terrasse. Wohnen tut er in Hamburg, er heißt Frank, ist fünfunddreißig und Rechtsanwalt. Genügt das vorerst?“

„Wirst du ihn heiraten?“

„Nur langsam! Wir kennen uns erst seit vierzehn Tagen!“

„Ellen, ich bin entrüstet! Erst vierzehn Tage, und schon ein Kuß vor der Gartenpforte!“

„Alte Heuchlerin“, lachte Ellen. „Ach, Britta, ich weiß noch nichts, weiß nicht, ob ich ihn vielleicht, vielleicht einmal heirate.“

„Ich weiß nur, daß ich verliebt bin wie eine Siebzehnjährige und daß Leben nie so schön war und daß der liebe Gott auf den Knie für meine mythischen Verstüfungen dankt!“

„Warum ist nun der Held deiner Träume

Ich schlich in mein Zimmer zurück. Marion atmete tief und regelmäßig. Jetzt hatte ich erst recht etwas zu denken!

Doch ich sagte streng zu mir selber: „Britta, abschalten!“

Ich zwang mit dazu, dem Alphabet nach die Namen berühmter Männer aufzuzählen. Aristoteles — Beethoven — Caesar — Delacroix... Und dann schließt ich ein mit dem Wort „Einstein“ auf den Lippen.

„Wie lösen wir ein mathematisches Problem?“ erkundigte sich Asbjörn Grather am folgenden Morgen. „Mein Wagen fährt fünf Personen plus Lillepus. Hunde von Pferdegröße hat man nicht mitberechnet, als der Wagen gebaut wurde. Wir sind — ich muß schnell zählen: eins, zwei, drei, vier — Fräulein Blich kommt nicht mit — na, dann sind wir sechs plus Kind plus Hund. Es bleibt nur eines übrig: Du mußt fahren, Bernadette. Kennst du noch den Unterschied zwischen Gaspedal und Bremse? Ich laufe zu Fuß mit Barry, und irgend jemand muß die große Güte haben, unsere Tochter auf den Knien zu halten.“

Niemand fand es der Mühe wert, die Frage nach diesem „Jemand“ näher zu erörtern.

Aber ausnahmsweise ließ Marion sich vernehmen: „Ich gehe furchtbar gern zu Fuß mit Barry. Dann können Sie fahren, Herr Grather.“

„Du bist ein Engel, Marion!“ rief Bernadette. „Zwar habe ich noch eine schwache Ahnung vom Unterschied zwischen Gaspedal und Bremse, aber der Wagen ist neu; ich habe ihn erst zweimal gefahren. Und ausgerechnet mit einer so teuren Last!“

„Macht es Ihnen wirklich nichts aus?“ fragte Asbjörn.

„Bestimmt nicht! Auch wenn Sie einen Bus gehabt hätten, wäre ich lieber mit Barry gelaufen!“

„Schön!“ sagte Vati. „Dann treffen wir uns am Strand, Marion. Irgendwo in der Nähe der Eisbude.“

„Fein!“ rief ich. „Ganz nahe an der Eisbude. Hast du viel Geld bei dir, Paps?“

„O ja. Gern abgezählt, um einen Strandkorb zu mieten.“

„Einen? Wir brauchen drei!“

„Und einen für Barry. Versorg nun endlich deine Katzen, damit wir loskommen!“

Ich stellte Milch und Futter in den Schuppen und machte die Tür zu. Durch das ausgesagte Katzenloch konnten meine Lieblinge dann rein- und rauschlüpfen.

„Hoffentlich geht Barry mit Marion“, sagte Tante Edda.

Da lächelte Marion. Ein sicheres, glückliches Lächeln.

„Das tut er“, sagte sie.

Sie nahm ihn nicht an die Leine, sie machte sich überhaupt keine Mühe. Sie sagte nur einmal leise „Barry“ und ging los.

Barry blieb ihr auf den Fersen.

Als wir starteten, sah ich Marion und Barry ein Stück vor uns. Sie ging beschwingt und frei, ihr Körper war schlank und elastisch. Sie war jung und schmal und der Hund neben ihr so groß, so mächtig, so überwältigend.

„Wißt ihr was?“ sagte Tante Edda. „Ich glaube, daß der wohlmeinende Onkel und die pflichtbewußte Tante viele Fehler gemacht haben. Aber eines haben sie gemacht, was kein Fehler, sondern schon eine Sünde ist. Sie haben Marion verwehrt, mit einem Tier zusammen aufzuwachsen!“

„Aber nicht alle Kinder sind Tierfreunde“, wandte sich Vati ein.

„Um so wichtiger! Sie sollen es lernen! So selbstverständlich, wie sie läufen und sprechen und essen lernen! Jedes Kind hat die Fähigkeit und das Bedürfnis, andere Wesen liebzuhaben. Das Kind, das rechtzeitig lernt, zu einem Tier gut zu sein, wird später auch zu Menschen gut werden.“

„Wißt ihr, was mein Mann zuallererst kaufte, als wir uns in Frankfurt niederließen?“ schmunzelte Bernadette.

„Barry“, sagte ich.

„Nein, Barry kam als zweiter Einkauf.“

Das erste waren zwei Jahreskarten für den Zoo!“

„Sie sind also ein guter Mensch, nach Ihren eigenen Theorien, Herr Grather“, neckte ich.

„Das ist er!“ sagte Bernadette. Ihre Stimme war voll Wärme, und ich sah, daß sie den Blick ihres Mannes im Rückspiegel traf.

Wir waren schon umgezogen und hatten uns in unseren Strandkörben gemütlich eingerichtet, als Marion kam. Barry keuchte in der Hitze. Marion hatte unterwegs alles Überflüssige ausgezogen und kam in Shorts und einem kleinen blusenähnlichen Etwas an.

„Donnerwetter, ist das Mädchen hübsch!“ sagte Vati. Seine Künstleraugen ruhten mit Wohlwollen auf Marions schlanker Gestalt.

Es war ein wunderschöner Tag am Strand. Bernadette hatte ihre Filmkamera mit; sie und ihr Mann filmten abwechselnd. Lillepus ritt stolz auf Barrys Rücken, Bernadette machte am Ufer Handstand und Radschlägen.

Sie klettert wie ein Affe und springt wie ein Steinbock“, erklärte Asbjörn, als wir Beifall klatschten. „Kein Wunder! Ihr Vater war Zirkusartist, und meine Schwiegermutter ist Turnlehrerin.“

Marion ließ hin zu Bernadette. Sie fragte etwas, Bernadette erklärte, machte ihr eine Übung vor, Marion versuchte es eifrig und wußbegierig.

„Guckt euch das an!“ rief Tante Edda.

Ich sage ja, das Mädchen hat einen Kräfteüberschuss, den es irgendwie loswerden muß!“

Marion war unermüdlich. Als sie so ver schwitzt und glücklich stand, erinnerte nichts mehr an das arme, kranke Wesen, das Pierre damals nach Hause getragen hatte. Es war kaum zu verstehen, daß es dasselbe Mensch war.

Sie machte kehrt und lief ins Wasser hinein. Kein zaghaftes Große-Zehe-Resistippen — und dabei wußte ich, daß das Wasser so früh am Morgen abschreckend kalt war. Selbst mich kostet das Untertauchen dann Überwindung, und ich bin es doch wahrhaftig gewöhnt.

„Richtig! So war es!“ sagte Asbjörn.

„Die gute Tante konnte mir auf die Nerven gehen, und einen richtigen Kontakt hatte ich leider nie mit ihr, obwohl sie wirklich ein sehr gutes Herz hat. Aber, Kontakt oder nicht: Daß sie mir meine Katze lie

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

9. Fortsetzung

Als Marion ihre Hand auf die Floßkante schlug, drehte sie sich zu mir um. Ihr warmer, nasses Gesicht hatte einen fröhlichen, offenen Ausdruck: „Prima, Britta! Toll, wie du schwimmen kannst!“

Keine Spur von Neid. Sie war ein erstklassiger Verlierer.

Wir ließen uns eine Weile auf dem Rücken treiben, und ich dachte nach. Marion wurde mir immer rätselhafter. Dieser saubere Sportgeist, diese brennende Tierliebe! Wie ließ sich das alles mit ihrer Vergangenheit in Einklang bringen?

Als wir an den Strand zurückkamen, hatten sich schon viele Badende eingefunden; eine ganze Schar stand um Barry 'und Lillepus. Die Sonne funkelte in unzähligen Fotolinsen.

„Ach, bitte, noch einmal! Setze dich wieder auf deinen Wauwau, Kleine! Laß ihn mal hin- und herlaufen.“ So bat ein junger Mann mit Filmkamera. „Kann der Wauwau auch schwimmen, wenn du auf ihm reitest? Noch einmal, Kleines, dann kriegst du ein Eis!“

„O Schreck!“ rief Asbjörn. „Wenn du erst anfängst!“ Er schnappte sich seine Tochter und brachte sie in Sicherheit.

Barry ging zu Marion, und, gleich danach schwammen beide Seite an Seite in die kühle, grüne Nordsee hinaus.

Wieder machten die Fotoapparate klick, und wieder surrten die Kameras.

In ihrem Strandkorb saßen Bernadette und ihr Mann, in ein leises Gespräch vertieft. Lillepus schlief auf dem Schoß ihres Vaters. Diese Familienidylle durfte ich nicht stören. Also guckte ich mich nach Vati um. Spürlos verschwunden. Und Tante Edda? Nirgends zu sehen.

Marion und Barry lagen auf dem Floß. Wie hatte sie es bloß geschafft, hundert Pfund lebenden Hund da hinaufzupräzieren?

Ich kam mir plötzlich einsam vor. Ach, Pierre! Warum war er nicht hier? Was für ein unnatürlicher Zustand ist so eine Verlobung! Ich sehnte mich so herzlich nach ihm. Und er? Jetzt hatte er seine feste Anstellung, ich besaß eine schöne Aussteuer. Nur die Wohnung fehlte, sonst könnten wir heißen.

Ich lag auf dem Rücken im Sand, hieß die Augen geschlossen, dachte nach und überlegte, bis mir der Kopf weh tat.

Auf dem Seehundrücken wohnen? Für Pierre sehr unpraktisch. Er war in Hamburg stationiert. Klar, daß er in der Nähe von Fuhlsbüttel wohnen mußte.

Sollte ich dann zwischen Hamburg und dem Seehundrücken hin und her pendeln und nie zur Ruhe kommen?

Denn Vati würde nie seinen Wohnsitz wechseln, nie im Leben! Er hing an unserem Haus und an unserer Insel.

Also hieß es: Vati verlassen. Er mußte dann zusehen, daß er eine Haushälterin bekommt. Tante Birgit würde ja bestimmt in Kiel bleiben. Augenblicklich war sie allerdings auf Mallorca. Ein Glück, daß sie diese Ferien nicht bei uns verbringen wollte, jetzt, wo das Haus bis unter das Dach voll war!

Ein Sturzregen kalter Nordsee weckte mich jäh aus meinen Grübeleien. Neben mir stand Marion und lachte, und auf der anderen Seite stand Barry und schüttelte schätzungsweise einen Hektoliter Seewasser aus seinem Pelz.

„Oh, ihr beide, ihr seid mir ein Gespann! Barry, du Untier, ich kündige dir als Sommergast!“

Barry wedelte begeistert und spritzte mir noch einen Liter See ins Gesicht.

Marion kniete neben ihm und schlängelte ihre Arme um seinen Hals. Dann hob sie den Kopf, sah mir ins Gesicht und lachte.

Marion lachte! Ein glückliches Lachen! In diesem Augenblick hätte ich Marion, Barry und die ganze restliche Welt umarmen können!

„Ihr seid mir ein paar feine Kanarienvögel!“ sagte ich, als Vati und Tante Edda langsam und gemächlich heranspaziert kamen. „Wir sind ganz ausgehungert. Wärt ihr jetzt nicht gekommen, hätten wir Barry gefressen!“

„Britta, deine Ausdrücke!“ fing Vati an.

„Vati, dein Benehmen!“ sagte ich. „Und deines, Tante Edda! Wo seid ihr gewesen?“

„Ach, wir haben eben eine kleine Wandelung am Strand entlang gemacht.“

„Klein ist gut! Nun, dann werdet ihr wohl auch Hunger haben. Kommt! Kaffee oder Kakao? Hier sind Butterbrote mit Wurst, hier sind Sardinenbrote. Nein, laß dieses Paket noch liegen, Bernadette. Da drin sind Käsebrote, die kommen zuletzt. Tante Edda, was möchtest du trinken?“

„Kaffee bitte.“ Wir langten kräftig zu. Marion aß mit einem Appetit, wie ich ihn bei ihr nicht kannte. Auch Bernadette und Asbjörn hatten einen gesunden Hunger. Nach einer Weile fiel mein Blick auf Vati und Tante Edda.

„Nanu, was ist denn mit euch? Ihr eßt ja überhaupt nichts!“

„Nein, weißt du... äh... wir haben nämlich unterwegs ein bisschen gegessen. Wir hatten die Zeit vergessen und dann...“ Vati stotterte wie ein Schuljunge.

„Und dann duftete es so verführerisch aus dem kleinen Lokal, du weißt, neben der Anderenbude, half ihm Tante Edda.“

„Aha, so war das! Ihr habt euch mit Beefsteaks und Schlagsahne vollgeschlagen.“

„Gar nicht! Mit Schaschlik!“

„Eins sage ich euch!“ erwiderte ich. „Kinder zu erziehen ist ein Pappenstiel im Vergleich zu dem Problem, Väter zu erziehen! Und Tanten erst recht!“

Ich guckte Tante Edda an und stutzte.

Eine feine Röte färbte ihre Wangen und machte sie jung — und so hübsch!

Nanu! dachte ich.

Es wurde eine sehr schöne Woche. Asbjörn Grather brachte einen Hauch der großen Welt in unseren Kreis. Er hatte ein paar Filme und einen kleinen Projektor mitgebracht und zeigte uns Aufnahmen von den Alpen und vom Wallis, wo er Bernadette kennengelernt hatte.

Lillepus war der eifrigste Zuschauer. Sie kommentierte die Filme mit lauter Stimme. „Oh, c'est Grand-Mére!“ rief sie plötzlich, als eine Aufnahme von der ganzen Familie im Wallis erschien. Sonst sprach sie mehr Französisch, das hatte sie „erfolgreich vergessen“, wie Vati sagte.

Bernadette hatte hie auf der Insel mehrere Filme gedreht und sie entwickeln lassen. Nun bekamen wir auch uns selbst zu sehen, und Rufe der Begeisterung, des Entsetzens und der Überraschung klangen durchs Zimmer.

„Deine Familie sieht reizend aus, Bernadette“, sagte ich nach der Vorführung. „Die im Wallis, meine ich.“

„Sie ist auch reizend, obwohl sie zur Zeit todbeleidigt ist“, lachte Bernadette. „Sie wollen ja Lillepus und mich im Wallis haben.“

Als ich dann schrieb, der Arzt hätte Lillepus Nordseeluftr verordnet, haben sie sich über die deutschen Kinderärzte in einer Art geäußert, die ihnen einen dicken Beleidigungsprozeß einbringen würde, wenn der Arztein davor wußte!“

Marion betrachtete mit gerunzelter Stirn den Projektor.

„Er hat ja acht Millimeter“, sagte sie. „Ich dachte, ein Berufskameramann filmt immer mit sechzehn Millimeter oder breiter.“

„Du liebe Zeit! Sie denken doch nicht, daß ich diese Filme gedreht habe? Dann wäre ich ja ein schöner Kameramann! Das alles ist die Hausarbeit meiner Frau! Sie hat meine alte kleine Kamera geerbt und schießt nun damit drauflos. Sie filmt gegen das Licht und vergißt, den Abstand richtig einzustellen, und sie verbraucht kilometerweise Film, der im Müllheimer landet. Aua! Laß meine Haare, du Biest!“

Bernadette hielt seinen blonden Schopf fest. „So nun raus mit der Wahrheit, ein bißchen, dalli, bitte!“

„Aua! Ja also: So war es anfangs, wollte ich sagen. Jetzt hat sie viel gelernt, das süße Ding. Nun laß endlich los, Bernadette!“

Er wandte sich wieder an Marion.

„Natürlich haben Sie recht. Wenn ich meine Fernsehfilme und Naturfilme drehe, dann...“

„Oh! Kommen Ihre Filme manchmal im Fernsehen?“

„Ja, ab und zu. Bis jetzt am meisten Alpenfilme.“

„Haben Sie vielleicht den Alpenfilm mit den aufblühenden Alpenrosen gemacht? Und mit einem Wurf spielernder Hirschjungfern?“

„Und ob!“ riefen Asbjörn Grather und seine Frau gleichzeitig. „Und ob! Als die letzte Aufnahme von den Alpenrosen erle-

gesehen und ich gute Ratschläge von älteren, erfahrenen Menschen brauche, dann sind alle weg! Ellen studiert Jura oder Herzangelegenheiten oder Myalgien oder was es ist, auf der Kurhausterrasse, Bernadette schreibt Briefe und ist nicht ansprechbar. Ihr beide — ich sah Vati und Tante Edda vorwurfsvoll an — ihr beide, ja, wo treibt ihr euch eigentlich?“

„Ich sei mir eine Bande netter Kameraden!“ sagte ich am nächsten Abend, als wir vor dem Kamin saßen. Nur Marion fehlte. Sie machte mit Barry einen Abendspaziergang...

„Wieso?“ erklang es vierstimmig.

„Wieso? Wenn die Probleme sich häufen und ich gute Ratschläge von älteren, erfahrenen Menschen brauche, dann sind alle weg! Ellen studiert Jura oder Herzangelegenheiten oder Myalgien oder was es ist, auf der Kurhausterrasse, Bernadette schreibt Briefe und ist nicht ansprechbar. Ihr beide — ich sah Vati und Tante Edda vorwurfsvoll an — ihr beide, ja, wo treibt ihr euch eigentlich?“

„Als blieb dir nur Lillepus“, sagte Bernadette.

„Lillepus spielte mit den Kindern im Kinderheim. Du hattest sie selbst dort hingebracht, teure Freundin! Nein, mir blieb nur Marion, der Ursprung der Probleme.“

„Na, dann spuck jetzt aus“, sagte Vati.

Es war zu spät. Der Gegenstand des Gesprächs kam gerade mit Barry zur Tür herein.

„Höre, Britta“, sagte Inkens Mutter. Ich war auf einen Sprung rübergegangen, um das elektrische Waffeisen zu borgen: „Diese Marion ist doch ein tolles Mädchen!“

„Wieso, Tante Kirsten?“

„Nun, Jan hatte sie heute gesehen. Sie kletterte wie ein Affe vom Kliff runter und den alten Pfad hinauf. Sie muß doch die Warnschilder gesehen haben!“

„Bist du ganz sicher, daß es Marion war?“ fragte ich.

„Na klar! Jan kennt doch das Mädchen. Du mußt sie warnen, Britta. Ein Sturm noch, und wir haben einen neuen Erdrutsch. Erst vorige Woche bröckelte wieder eine ganze Ecke ab.“

Tante Kirsten hatte allen Grund, dies zu erzählen. Oben auf dem Kliff stand ein großer, nie zu übersehendes Schild: „Betreten streng verboten! Lebensgefahr!“

Turmhoch schlagen dort die Wellen im Frühling und Herbst, wenn die Stürme von Westen über unsere Insel fegen. Sie haben das mühsam gepflanzte Dünengras aufgerissen und ganze Stücke Land weggeschwemmt. Im letzten Winter fraßen sie die Wellen an einer bestimmten Stelle in das Kliff hinein und bildeten eine Art Höhle, eine kleine, halb überdachte Bucht. Wir wissen mit Sicherheit, daß das Meer sich da tiefer hineinfressen wird, deshalb ist diese ganze Gegend tabu. Da dürfen keine Boote anlegen, wie still und sonnig das Wetter auch sein mag, und kein Mensch darf den schmalen Strandstreifen betreten.

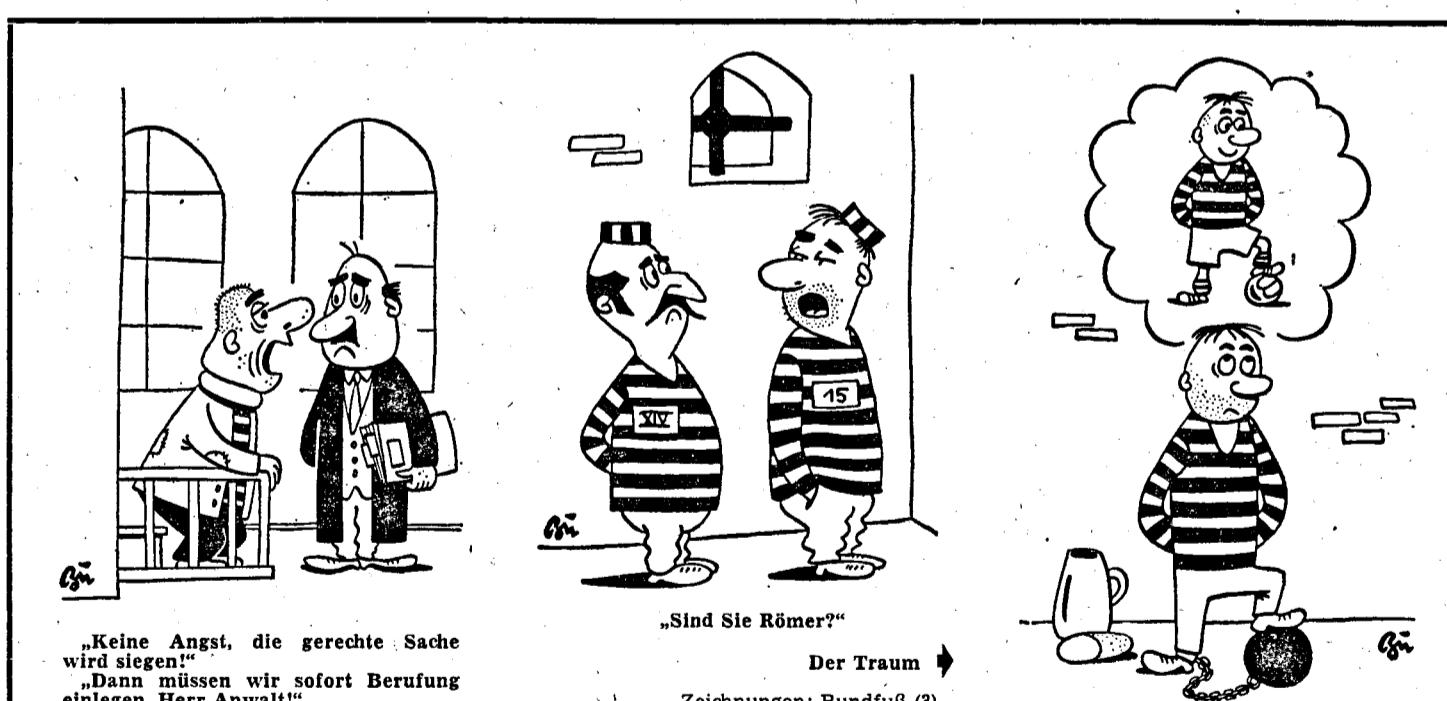
Ich ging mit dem Waffeisen nach Hause und überlegte. Was sollte ich tun? Marion warnen, natürlich! Aber sollte ich fragen, ob sie es gewesen sei? Oder sollte ich gerade weg sagen: „Ich hörte, du warst heute am Kliff?“

Ich wählte die erste Möglichkeit. Ich fragte, ob sie es gewesen sei.

„Nee“, sagte Marion.

Ich schluckte. Dann versuchte ich, ganz natürlich zu sprechen.

„Na, dann ist es ja gut. Denn weißt du, das ist direkt lebensgefährlich. Man kann ausrutschen und unter dem Sand begraben werden.“



dig war, wissen Sie, was wir dann machen?“

Wir sahen ihn fragend an.

„Wir verlobten uns!“ sagte Bernadette, und ihr Gesicht war ein einziges Lächeln.

Die Tage rannten nur so dahin, und eines Morgens war der Abreisetag da. Bernadette fuhr ihren Mann zum Schiff und kam mit verdächtig roten Augen nach Hause.

„Ist das ein Beruf!“ seufzte sie. „Kaum freut mich sich, ihn hierzuhaben, reist er schon wieder weg! Und immer im Flugzeug! Ich komme gar nicht aus der Angst heraus!“

„Wem sagst du das!“ flüsterte ich ihr zu.

„Komm, Bernadette, halten wir gemeinsam

„Ach ja! Das hab' ich ganz vergessen!“ rief Bernadette. „Den rettete ich heut aus den Händen meiner unternahmungslustigen Tochter. Er liegt in dem Zinnschädel auf dem Kaminsims.“

Als ich dann mit Marion allein war, fragte ich sie: „Warum wolltest du nicht erzählen, daß du die Maschine benutzt hattest, Marion?“

Keine Antwort.

„Du alter Trottel. Hier brauchst du doch nicht zu lügen! Warum tut du das?“

„Weiß nicht. Alte Angewohnheit. Außerdem hattest du dann gedacht, ich hätte deinen blöden Fingerhut geklaut.“

Da schossen mir die Tränen in die Augen. Ich lege den Arm um Marions Schultern.

„Ach, laß mich in Ruhe mit deiner Bonbonnenmentalität!“ fuhr Marion mich an.

Ich ließ sie in Ruhe. Wie schwer war es doch, aus dem Mädchen schlau zu werden!

Dann ging sie mit Barry zum Strand und kam froh und aufgekratzt nach Hause, war reizend und lieb in ihrer stillen Weise. Am Abend saß sie vor dem Fernsehapparat, gebannt von einem Boxkampf, bei dem es ziemlich hart zuging.

Aber was in aller Welt sollte ich bloß

„Dafür das magst!“

„Es ist wahnsinnig spannend!“ sagte Marion.

Ich betrachtete sie aufmerksam. Ihr Blick klebte am Schirm.

„Hast du schon in Wirklichkeit Boxkämpfe gesehen?“

„Und ob! Klasse, sag' ich dir!“

Plötzlich schwieg sie, ihr Gesicht wurde blaß. Sie starrte, starre auf den Schirm. Es wurde gerade ein Ausschnitt von den gebannen Gesichtern des Publikums gezeigt.

An dem Abend merkte ich, daß Marion lange wach lag. Sie sprach nicht, aber sie warf sich in Bett hin und her und atmete ganz anders als im Schlaf.

„Ihr sei mir eine Bande netter Kameraden!“ sagte ich am nächsten Abend, als wir vor dem Kamin saßen. Nur Marion fehlte. Sie machte mit Barry einen Abendspaziergang...

„Wieso?“ erklang es vierstimmig.

„Wieso? Wenn die Probleme sich häufen und ich gute Ratschläge von älteren, erfahrenen Menschen brauche, dann sind alle weg! Ellen studiert Jura oder Herzangelegenheiten oder Myalgien oder was es ist, auf der Kurhausterrasse, Bernadette schreibt Briefe und ist nicht ansprechbar. Ihr beide — ich sah Vati und Tante Edda vorwurfsvoll an — ihr beide, ja, wo treibt ihr euch eigentlich?“

„Als blieb dir nur Lillepus“, sagte Bernadette.

„Lillepus spielte mit den Kindern im Kinderheim. Du hattest sie selbst dort hingebracht, teure Freundin

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Presserecht: Prometheusverlag, Gröbenzell

10. Fortsetzung

Ich hatte beinahe nicht übertrieben. Ob der Mann im Mond Hohzähne hat, weiß ich allerdings nicht, aber wenn, dann müßte man sie mit Vatis Fernrohr entdecken können. Die kleinen Seehunde sahen wir sehr gut. Da standen auch andere Leute. Ein paar von ihnen baten uns, ob sie einmal durch unser Glas gucken dürften. Marion stand vor mir, und ich stützte das Rohr auf ihre Schulter. Nachher machten wir es umgekehrt. Sie war begeistert. Die einzigen Seehunde, die sie bis jetzt gesehen hatte, waren aus dem Zoo. Wir wanderten hochbegnügt nach Hause, und ich hoffte nur, daß Vati noch nicht da war.

Diese Hoffnung erfüllte sich. Kein Mensch war im Haus. Vati war bestimmt am Strand mit Staffelei, Malerkasten und Tante Edda — sie ging in der letzten Zeit sehr oft mit ihm. Lillepus war höchstwahrscheinlich wieder auf dem Spielplatz des Kinderheimes. Bernadette war froh darüber. „Sie soll lernen, mit anderen Kindern zu spielen. Sie darf nicht immer die erste Geige spielen und von Eltern und Onkeln und Tanten verhöhnt werden.“ So sprach die unberüchtigte Mutter.

Wo besagte Mutter war, ahnten wir nicht, dafür wußten wir genau, wo und in welcher Gesellschaft Ellen sich befand.

Die Bahn war also frei, und das Fernrohr kam auf seinen Platz. Nun blöß Vati erwischen! Ach, das würde ich schon schaffen. Ich bat Marion, die restliche Wäsche aufzuhängen. Ich wollte Vati entgegenlaufen.

Aber, o je — gerade in dem Augenblick, als wir beide zur Tür gingen, wurde sie von außen geöffnet, und da standen Vati und Tante Edda. Mein sonst so sonniger Vati sah nach Gitterstimmung aus.

„Halt, ihr beide! Kömt ihr mir folgendes erklären: Irgendine Sommernacht erzählte mir von zwei Mädchen, die oben auf dem Kliff mit einem Fernrohr standen. Ich kann kaum glauben, daß du mein Fernrohr mit zum windigen Kliff geschleppt hast, Britta, und schließlich gibt es auch andere Inselbewohner mit Fernrohr. Aber trotzdem: Wart ihr es?“

Oh, soñch ein Magendruck und solches Herzklopfen hatte ich seit meinem zwölften Lebensjahr nicht gehabt. Ich schluckte.

„Ja, Paps“, sagte ich. „Wir waren es!“

Klatsch! hatte ich die Ohrfeige weg. Und was für eine! Dann folgte die Standpauke. Ich ließ alles über mich ergehen. Doch die Tränen kullerten nur so aus den Augen, die Ohrfeige hatte scheußlich weh getan. Vati machte eine kurze Atempause, dann drehte er sich zu Marion um.

„Und du, Marion? Wußtest du nicht auch, daß es strengstens verboten ist, mit dem teuren Fernrohr rumzuhantieren?“

Marion stand da, wie ein kleines Mädchen mit schlechtem Gewissen. Dann hob sie den Kopf und sagte leise:

„Doch, Herr Dieters. Ich wußte es.“

„So, du wußtest es, und du hast trotzdem mitgemacht! Ihr seid ja ein paar entzückende Täubchen! Zwei große, erwachsene Mädchen, die sich wie unartige Rangen benehmen! Kaum ist man aus dem Haus, treibt ihr Unfug und hintergeht mich. Weiß der Kuckuck, was ihr sonst noch ausgefressen habt. Ihr denkt wohl, der alte Narr kommt doch nicht dahinter!“

Tante Edda legte ihre Hand auf Vatis Arm und sagte ein paar Worte, ganz leise. Dann brummte Vati zum Abschluß noch einmal ausgesprochen unfreundlich und verschwand. Er knallte die Ateliertür hinter sich zu, daß das Haus in allen Fugen erzitterte.

Da standen wir. Ich wischte mir die Tränen ab. „Tja“, sagte ich. „Das war ja ein Erdbeben!“

Tante Edda warf mir einen unergründlichen Blick zu. Ihr Gesicht war ernst, aber in den Augenwinkeln leuchtete ein ganz kleines Lächeln.

Marion machte sich aus dem Staub. Sie trug den Wäschekorb hinaus und fing wortlos an, die Wäsche aufzuhängen.

„Britta“, sagte Tante Edda. „Nun möchte ich eigentlich einen bißchen mit deinem Vater sprechen. Aber vielleicht ist es besser, du tu es selber.“

Ich ließ ein paar Minuten vergehen, dann ging ich ins Atelier.

„Was willst du schon wieder?“ fauchte mich Vati an.

Ich ging zu ihm hin, legte meinen Arm um seine Schultern. „Ich muß dir was sagen, Paps.“

„Hoffentlich eine Entschuldigung?“

„Das auch, wenn du sie von mir verlangst. Aber zunächst etwas anderes. Etwas Wichtiges.“

„Na, dann schieß los“, brummte Vati. Er saß an seinem Schreibtisch und guckte mich nicht an. Ich stand hinter ihm und legte meinen Kopf auf den seinen.

„Paps, ist es dir überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß etwas dahinterstecken muß, wenn ich seit sieben Jahren zum erstenmal dein Fernrohr klaue?“

Er wandte sich um und sah mich an. „Was willst du damit sagen?“

Nun war er ruhiger. Ich blieb stehen, mit der Hand auf seiner Schulter, und erzählte ihm die ganze Geschichte.

Es zuckte in seinen Mundwinkeln, er sah mich groß an — und dann brach er in schallendes Gelächter aus.

„Ssst, Paps, nicht so laut! Marion darf es nicht hören!“

„Britta, hat die Ohrfeige sehr weh getan?“

„Furchtbar, Paps. Hast du nicht gesehen, daß ich heulte?“

„Ich dachte, das käme vom schlechten Gewissen!“

„Du bist aber auch ein alter Heißsporn, Paps. Wer weiß, ob du Marion nicht auch eine geklebt hättest, wenn Tante Edda nicht?“

Plötzlich schwieg ich. In diesem Augenblick wurde mir klar, was Tante Edda gesagt hatte. Ich hatte die Worte gehört, aber jetzt erst drangen sie in mein Bewußtsein: „Berührt dich doch, Benno! Laß die Mädchen erst mal zu Wort kommen, Lieber!“

Ich blieb mit offenem Mund stehen. Sie hatte Vati mit „du“ angeredet!

So war der Zusammenhang! Da lag der Hase im Pfeffer!

„Britta, ich bitte dich tausendmal um Verzeihung. Aber wie konnte ich wissen ...“

„Daß man seine erwachsene und verlobte und verheiratete Tochter nicht schlagen darf, alter Brummibär? Na, schon gut, ich verzeihe dir. Unter der Bedingung, daß du mir hilfst und das Spiel zu Ende führst. Und zwar so gut und so überzeugend, daß Marion nichts merkt!“

„Gut. Was soll ich tun?“

„Genau was du getan hättest, wenn alles echt gewesen wäre.“

„Zu Befehl, du ausgekochte Range. Ja ja, ihr Frauenleute fangt schon früh mit eurem Ränkespiel an!“

Ich legte meine Wange an die seine. Dabei dachte ich an meine merkwürdige Entdeckung. Tante Edda hatte zu meinem Vater „du“ und „Benno“ und „Lieber“ gesagt.

Plötzlich überkam mich ein ganz komisches Gefühl. Als ob Vati der junge Mensch und ich der ältere, vernünftige, mütterliche wäre. Eine Zärtlichkeit stieg in mir auf, ein großes leuchtendes Glück.

„Lieber Paps“, flüsterte ich, gab ihm einen schnellen Kuß und verschwand.

Marion kam gerade mit dem leeren Wäschekorb herein. Ich ging zu ihr hin.

„Du, es tut mir leid, daß ich dir diese Strafpredigt verschafft habe. Bitte, sei mir nicht böse, Marion!“

„In Ordnung“, sagte Marion. „Schlimmer für dich. Die Ohrfeige wirst du wohl noch ein paar Tage spüren!“

„Ja, Paps“, sagte ich. „Wir waren es!“

Klatsch! hatte ich die Ohrfeige weg. Und was für eine! Dann folgte die Standpauke. Ich ließ alles über mich ergehen. Doch die Tränen kullerten nur so aus den Augen, die Ohrfeige hatte scheußlich weh getan. Vati machte eine kurze Atempause, dann drehte er sich zu Marion um.

„Und du, Marion? Wußtest du nicht auch, daß es strengstens verboten ist, mit dem teuren Fernrohr rumzuhantieren?“

Marion stand da, wie ein kleines Mädchen mit schlechtem Gewissen. Dann hob sie den Kopf und sagte leise:

„Doch, Herr Dieters. Ich wußte es.“

„So, du wußtest es, und du hast trotzdem mitgemacht! Ihr seid ja ein paar entzückende Täubchen! Zwei große, erwachsene Mädchen, die sich wie unartige Rangen benehmen! Kaum ist man aus dem Haus, treibt ihr Unfug und hintergeht mich. Weiß der Kuckuck, was ihr sonst noch ausgefressen habt. Ihr denkt wohl, der alte Narr kommt doch nicht dahinter!“

Tante Edda legte ihre Hand auf Vatis Arm und sagte ein paar Worte, ganz leise. Dann brummte Vati zum Abschluß noch einmal ausgesprochen unfreundlich und verschwand. Er knallte die Ateliertür hinter sich zu, daß das Haus in allen Fugen erzitterte.

Da standen wir. Ich wischte mir die Tränen ab. „Tja“, sagte ich. „Das war ja ein Erdbeben!“

Tante Edda warf mir einen unergründlichen Blick zu. Ihr Gesicht war ernst, aber in den Augenwinkeln leuchtete ein ganz kleines Lächeln.

Marion machte sich aus dem Staub. Sie trug den Wäschekorb hinaus und fing wortlos an, die Wäsche aufzuhängen.

„Britta“, sagte Tante Edda. „Nun möchte ich eigentlich einen bißchen mit deinem Vater sprechen. Aber vielleicht ist es besser, du tu es selber.“

Ich ließ ein paar Minuten vergehen, dann ging ich ins Atelier.

„Was willst du schon wieder?“ fauchte mich Vati an.

Ich ging zu ihm hin, legte meinen Arm um seine Schultern. „Ich muß dir was sagen, Paps.“

„Hoffentlich eine Entschuldigung?“

„Das auch, wenn du sie von mir verlangst. Aber zunächst etwas anderes. Etwas Wichtiges.“

„Na, dann schieß los“, brummte Vati. Er saß an seinem Schreibtisch und guckte mich nicht an. Ich stand hinter ihm und legte meinen Kopf auf den seinen.

„Paps, ist es dir überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß etwas dahinterstecken muß, wenn ich seit sieben Jahren zum erstenmal dein Fernrohr klaue?“

Er wandte sich um und sah mich an. „Was willst du damit sagen?“

Nun war er ruhiger. Ich blieb stehen, mit der Hand auf seiner Schulter, und erzählte ihm die ganze Geschichte.

Es zuckte in seinen Mundwinkeln, er sah mich groß an — und dann brach er in schallendes Gelächter aus.

„Ssst, Paps, nicht so laut! Marion darf es nicht hören!“

„Britta, hat die Ohrfeige sehr weh getan?“

„Furchtbar, Paps. Hast du nicht gesehen, daß ich heulte?“

„So, Vati hat geptet?“

„Erstens das, und zweitens hatte ich gleich einen Verdacht.“

„So sahst du auch aus! So, hier muß ich dich, Tante Edda.“

„Zum Gärtner?“

Ich kaufte eine paar hübsche Rosen, und wir gingen weiter.

„Heute ist Mutters Geburtstag, Tante Edda.“

„Ich weiß es.“

Sie wußte es! Also hatte Vati es ihr erzählt.

Als wir auf den Friedhof kamen, merkte ich, daß Vati schon gestern die gewesen war, denn es stand ein schöner Strauß auf dem Grab.

Ich machte ein bißchen Ordnung, zupfte Unkraut aus und stellte meine Rosen neben Vatis Strauß. Dann blieb ich stehen, meine Augen ruhten auf der weißen Marmortafel.

„Ich glaube, deine Mutter war ein reizender Mensch“, sagte Tante Edda leise.

„Das war sie, Tante Edda. Es war furchtbar, als sie starb. Ich dachte, ich würde nie in meinem Leben mehr glücklich werden.“

Aber die Einwilligung seiner Tochter zu seiner Heirat nebensächlich war.

Im Sturmschritt lief er nach Hause. Tante Edda und ich lächelten uns zu und folgten so schnell wir konnten.

Zu Hause wurde das Paket auf den EB-Tisch gelegt. Mit leichten, behutsamen Händen entfernte Vati das Papier, zwei Pappdeckel und zuletzt eine Stoffhülle. Eine Platte aus altem, schwarzem Holz kam zum Vorschein.

Vati hielt beinahe den Atem an, als er die Platte vorsichtig aufhob und zur Seite legte.

Dann folgte noch eine Platte, und plötzlich lag ein dreigeteiltes Bild vor uns, ein Bild in mattem, zarten Farben — oder vielmehr drei Bilder, drei Tafeln, mit Scharnieren aneinander festgeklebt.

„Tante Edda nickte.“

„Wem sagst du das? Wie glaubst du, ist es mir ergangen, als ich mit dreundzwanzig meinen Mann verlor? Aber das Leben geht weiter, der Alttag kommt mit seinen Ansprüchen, man muß arbeiten, man trifft neueren Menschen, und eines Tages hat man das Leben wieder erlernt. Das Glück von damals ist eine schöne, teure Erinnerung geworden — und bleibt es.“

Ich nahm die Gießkanne, holte Wasser und goß die Blumen auf den drei Grabern: Mutti, Omi und Brüderchen.

„Ja, Tante Edda, gehen wir?“

Tante Edda warf noch einen Blick auf Mutti's Grab. Dann gingen wir.

Vor dem Friedhof ist eine hübsche kleine Anlage mit Blumenbeeten und ein paar Bänken. Wir setzten uns.

Ich sah Tante Edda ein wenig von der Seite an. Wie blank waren ihre Augen, wie jung ihr Gesicht!

„Du, Tante Edda?“

„Ja?“

„Ich habe eine Idee für dich. Eine Idee, die du bestimmt mal in einem Mädchenbuch verwenden kannst.“

„So, meinst du?“

„Ja, paß mal auf: Ich denke mir eine Heilung von — ja vielleicht so an die Zwanzig. Ihre Mutter ist tot, und sie hat einen sehr netten Vater.“

„Bis jetzt kommt mir der Stoff bekannt vor“, lächelte Tante Edda.

„Warte doch. Also, sie liebt ihren Vater.“

„Sie brauchen vor ihr keine Angst zu haben! Ich habe ihr die Brille weggenommen!“

Zeichnungen: Lagopress (2), Flemig

„Nehmen Sie es doch nicht so traurisch, ich komme bestimmt bald wieder!“

„Ist der Kurort gut für Rheuma, Herr Ober?“

„Gewiß, mein Herr! Ich habe meines auch hier bekommen!“

lefon klingelte schon um acht, und gleich darauf verschwand er wie ein geöelter Blitz! „Keine Ahnung“, sagte ich. „Paps tut immer das, was man nicht erwartet. Was habt ihr heute vor?“

„Ich möchte zum Strand. Kommt ihr mit?“

„Ich nicht“, antwortete ich. „Das heißt, vielleicht später. Jetzt habe ich etwas zu besorgen, und ich möchte gern, daß Tante Edda mitkommt.“

„So, das möchtest du?“ sagte Tante Edda.

</

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

11. Fortsetzung

„Tu das, Britta“, sagte er.

Er hob sein Glas. Mein lieber, temperamentsvoller, herzensguter Papa strahlte vor Glück.

„Prost, Kinder! Prost, Ellen! Prost, Marion!“

Marion nahm auch ihr Glas.

„Prost, Tante Edda! Prost, Herr Dieters!“

„Ach, Quatsch“, sagte Vati. „Ich heiße Onkel Benno, Marion!“

Es wurde getrunken, es wurde gelacht, es wurde gefragt und erzählt.

Meine Augen fielen auf Ellen. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß wir recht bald noch eine Flasche Sekt brauchen würden.

Bernadette hatte uns für zwei Tage verlassen. Ihr Mann hatte sie telegrafisch gebeten, ihm in Bremen etwas zu besorgen. Großzügig versprachen wir, uns um Lillepus zu kümmern. Ich wollte in Bernadettes Bett schlafen und zusehen, daß Lillepus nicht mit Anton ins Bettchen ging.

„Barry“, sagte Bernadette. „Britta paßt auf Lillepus auf. Sie lieb zu Britta... Ach, Britta, setz dich auf mein Bett!“

Ich tat es.

„Barry, Britta darf in Frauchens Bett schlafen. Verstehst du, Barry? Britta ist lieb, sehr lieb. — Streiche ihm, Britta!“

Ich streichelte das schöne, dichte Fell. Barry wedelte mit dem Schwanz und rieb seinen Kopf an meiner Hand.

„So“, sagte Bernadette, „jetzt ist alles in Ordnung. Sonst kontestest du riskieren, daß Barry mit allen Mitteln mein Bett verteidigt! Das passierte einmal, als ein junges Mädchen Babysitter bei uns war. Sie durfte Lillepus nicht anfassen und sich nicht auf die Couch im Wohnzimmer legen! Sie durfte nur zum Telefon und uns anrufen!“

„Nimmst du den Wagen?“ fragte ich.

„Ach nein, ich kenne Bremen zu wenig, und der Verkehr ist dort sehr lebhaft. Nein, ich fahre mit der Bahn und bin morgen abend wieder zurück. Schick mein Kind zum Kinderheim, dann seid ihr es den ganzen Vormittag los und müßt ihm hinterdrein nur ein paar Pfund Nordseesand abwaschen. Laßt es euch gutgehen und klappt mir nicht den Wagen! Ach richtig, das kann ihr ja nicht, niemand von euch kann fahren!“

„Doch“, lachte ich. „Marion kann es! Sie hat mir anvertraut, daß sie an ihrem achtzehnten Geburtstag den Führerschein machen wird.“

„Na, soweit ist es ja noch nicht. Kommst du mit zum Schiff?“

„Muß ich wohl, anstandshalber!“

Wir wollten Lillepus mitnehmen und auf dem Kinderheim-Spielplatz abgeben, aber da erschien Vati.

„Darf ich mir Lillepus nicht ausleihen? Ich muß schnell rüber nach Florida und bin bald zurück!“

„Versprechen Sie, Lillepus kein Eis und keine Bonbons zu kaufen?“

„Wenn es sein muß, ja.“

„Nun ja, dann gut“, lachte Bernadette.

Florida ist unsere Nachbarinsel. Wie sie zu diesem Namen gekommen ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich so wie ein Strand auf Sylt Abessinen und ein Badeort an der Ostsee Kalifornien heißt.

Florida ist im Sommer immer überlaufen. Da gibt es viel feinere Geschäfte als bei uns, außerdem eine Bank, eine Apotheke, einen Uhrmacher und einen Juwelier. Gerade in diesen Tagen wimmelt es dort von Menschen. Eine große Segelregatta sollte stattfinden.

Lillepus bekam das gute Kleid an, ihre Lökchen wurden gebürstet. Sie sah zum Fressen aus, als sie glückstrahlend zur Motorbootbrücke wanderte, ihr Händchen in der Hand Bennos. Zwischen uns und Florida verkehren regelmäßig Motorboote.

„Marion“, sagte ich. „Heute könntest du eigentlich zeigen, was du in der Haushaltsschule gelernt hast. Traust du dir zu, das Mittagessen zu kochen?“

„Ich kann es ja versuchen.“

„Fein! Vati und Bernadette sind weg, Tante Edda und ich sind nicht kritisch, und Ellen ist so verliebt, daß sie nicht merkt, was sie ist. Dann kann ich endlich meinem armen, vernachlässigten Pierre schreiben. Ich habe so viel zu erzählen, daß es ein ganze Roman wird!“

„Weil du etwas vom Roman sagst“, meinte Tante Edda. „Mir ist es tatsächlich so, als könnte ich heut ein Kapitel schreiben!“

„Dann verschwindet nur“, lächelte Marion. „Ich werde mein Bestes tun! Kartoffelpuffer kann ich jedenfalls machen!“

Ich schlüß mich in unser Zimmer ein und schrieb und schrieb. Was hatte ich alles zu erzählen und mit Pierre zu besprechen! Wohl hatte ich ihm telegrafiert, daß wir zu Weihnachten heiraten könnten, aber damit war es nicht getan. Wohnung, Möbel, Hochzeit, alles wollte geplant sein. Und dann mußte ich selbstverständlich die ganze Geschichte mit dem Triptychon in allen Einzelheiten berichten.

In Tante Eddas Zimmer tickte die Schreibmaschine, unten wurde abgewaschen, aufgeräumt und gekocht. Es herrschte ein glücklicher, konzentrierter Fleiß im Haus. Die Stunden flogen nur so dahin. Marion rief uns zu Tisch. Ihre Kartoffelpuffer waren tadellos. Dann kehrten wir zurück zu Roman, Brief und Küche, bis ein lautes Hallo uns verriet, daß Papa und seine Begleiterin zurück waren.

Vati schleppte ein Paket mit, das buchstäblich größer war als Lillepus. Die junge Dame war über und über schmutzig und bekleckert, hatte Schokolade um den Mund

und eine unbeschreibliche Frisur. Sie war vollkommen aus dem Häuschen vor Glück.

„Tante Britta, sieh doch — sieh, was Onkel Benno mir gekauft hat!“

Bindfaden, Packpapier und Wellpappe wurden aufgerissen und in der Gegend verstreut. Ein blitzblankes, knallrotes Tretauto kam zum Vorschein.

„Paps“, sagte ich, „du bist verrückt.“

„Ich gebe Britta recht, Benno“, lächelte Tante Edda.

„Ja, aber Kinder!“ entschuldigte sich Vati. „So ein Tretauto ist doch etwas Wunderbares für ein Kind, und es muß es besitzen, solange es noch jung genug dafür ist!“

Manchmal ist mein Paps von überwältigender Logik!

Wie es uns an diesem Abend gelang, Lillepus ins Bett zu kriegen, ist mir schleierhaft. Erst als Tante Edda ihr versprochen hatte, das Auto vor das Gitterbettchen zu stellen, eine Schnur ans Steuer zu binden und das andere Ende an Lillepus Handgelenk zu befestigen, glückte es uns.

Als ich gegen elf Uhr ins Bett ging, schlief ich fest und tief. Barry lag neben dem Auto. Er blickte mich an, wedelte mit seinem buchigen Schwanz und legte den großen, schönen Kopf auf die mächtigen Vorderpfoten. Kurz danach schlief das ganze Haus.

Am folgenden Morgen brachte ich Lillepus zum Spielplatz und steckte meinen Brief an Pierre ein. Fröhlich pfeifend ging ich nach Hause.

Wie war ich glücklich! Alles kam jetzt ins Lot, alles klappte. Alles bis auf eines: Marion. Was machen wir bloß mit Marion?

Acht Wochen war sie jetzt bei uns. Sie war ein nettes, liebes Mädchen geworden, aber ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie immer noch etwas mit sich herumschleppte. Sie war oft schweigsam und sah bedrückt aus. Von ihrer Zukunft sprach sie nicht. Aber sie konnte ja nicht ewig auf dem Seehundrücken bleiben und mußte früher oder später etwas beginnen. Sie ins Ungewisse zurückzuschicken, das brachten wir auch nicht fertig. Wenn sie bloß von sich aus spräche, den Anfang mache!

Manchmal hatte ich das Gefühl, sie wartete darauf, daß etwas passieren sollte. Für uns war natürlich die Geschichte mit dem Triptychon sehr aufregend, aber Marion brauchte wohl Aufregungen anderer Art. Für einen Menschen, der an allerlei Nervenkitzel gewöhnt war, verließ unser Inselchen bestimmt eintönig.

Von diesen und ähnlichen Gedanken erfüllt kam ich nach Hause. Marion bügeln, Ellen war wie gewöhnlich im Kurhaus oder in dessen unmittelbarer Nähe, und Vati hatte sich für ein paar Stunden von der Arbeit losgerissen und machte eine Strandwanderung mit Tante Edda.

Marion war ein aufgewecktes Mädchen und sehr praktisch veranlagt. Es konnte doch

Paps, derjenige, der klug und umsichtig organisierte.

„Ellen, du gehst ins Dorf, Richtung Kurhaus und weiter zur Motorbootbrücke. Frag alle Menschen, die du siehst. Was trägt Lillepus heut?“

„Ihr rotes Kleidchen.“

„Du, Edda, gehst Richtung Dampfschiffkai. Du liebe Zeit!“ Vati guckte auf die Uhr. „Das Schiff fährt in einer Viertelstunde!“

„Onkel Benno, komm! Ich kann Auto fahren!“ rief Marion. Schon hatte sie den Autoschlüssel vom Haken im Flur geholt.

„Wir fahren zur Gendarmerie und weiter zum Schiff. Britta, du nimmst Barry mit, gehst zum Kindergarten, fragst, wann Lillepus geholt wurde und wie der Mann aussah. Dann muß Barry suchen. Edda, du gehst vom Kai aus in Richtung Badestrand. Wer Lillepus findet, rennt sofort nach Hause und hält die Flagge. Die sieht man von weit her. Komm, Marion!“

Schon waren die beiden im Auto. Ich zeigte den anderen schnell, wo die Flagge lag. Gebe Gott, daß wir sie recht bald brauchen!

„Barry, such Lillepus! Such Lillepus!“

Barry lief vor mir in Richtung Kinderheim. Da bekam ich das junge Mädchen zu fassen.

Nein, sie wußte nicht, wie der Mann aussah. Aber Lillepus hatte gerufen: „Onkel — Onkel!“ Ja, wie war es nun gleich? Konnte „Pierre“ geheissen haben? Das Mädchen hatte gefragt, ob er Lillepus holen sollte, und er hatte geantwortet, ja, Herr Dieters hätte ihn geschickt.

„Onkel Pierre!“

Wie kam Lillepus auf Onkel Pierre? Sie hatte Pierre wochenlang nicht gesehen. Vielleicht trug der Fremde irgend eine Uniform, vielleicht hatte das sie irregeführt? Sie hatte ihr Händchen in die Hand des Fremden gesteckt und war fröhlich losgewandert.

„Barry! Such Lillepus, such, such!“

Barry schnüffelte und schnüffelte, blieb stehen, machte kehrt und rannte um das große Haus, zum Pfad auf der Rückseite.

Ich lief ihm nach, so schnell mich meine Füße trugen.

Der Pfad führt geradewegs in die Dünen. Jetzt schnüffelte Barry im hohen Dünengras herum.

Ich folgte. Da — eine kleine Vertiefung im Sand, als ob jemand dort gesessen hätte. Barry schnüffelte weiter, suchte, schnappte etwas und ließ es gleich fallen. Ich nahm es. Es war ein winziges Papierstückchen, so ein Papier, worin die Zuckercubel in den Lokalen eingewickelt sind. Ich wollte es schon wegwerfen, überlegte es mir dann anders. „Strandcafe Florida“ stand darauf. Ich steckte es in die Tasche.

„Such, Barry, such!“

Ich hörte Schritte, eilige Schritte hinter mir. Es war Vati.

„Marion — ist mit dem Gendarm — zum Schiff gefahren“, keuchte Vati. „Es wird

Diesen merkwürdigen Menschen, der das Kind entführt hatte, es tief im dichten Dünengras versteckt und dortgelassen hatte? Vatis Gedanken gingen anscheinend ähnliche Wege wie meine. Plötzlich drehte er sich um und sah mich mit großen Augen an.

„Britta! Hör mal! Ob die nur... ist es denkbar, daß jemand das Kind entfernt hat, um uns alle aus dem Haus zu jagen? Damit er... Um Himmels willen! Britta — das Triptychon!“

Ich strecke die Arme aus.

„Paps, folge Barry! Gib mir Lillepus, ich bring sie zum Arzt!“

Ohne Worte legte mir Vati Lillepus in die Arme. Barry verließ den Pfad, überquerte eine Wiese, als wolle er eine Abkürzung nach unserem Hause einschlagen. Vati folgte ihm.

Ich war nur ein kurzes Stück gegangen, da tauchte Tante Edda vor mir auf.

„Britta! Ach, da ist sie ja! Gott sei Dank, o Gott sei Dank! Man sagte mir, man hätte einen Mann mit einem Kind in dieser Richtung...“

„Tante Edda, bring Lillepus zum Arzt. Ich denk nicht erklären, ich muß laufen. Hier — dies habe ich neben Lillepus gefunden. Ich stecke ihr die Zuckerpapiere in die Hand. Ich komme nach, Tante Edda. Lauf schnell!“

Sie fragte nicht. Zum zweitenmal wurde Lillepus von liebevollen Armen übernommen, und ich rannte, rannte schneller als jemals in meinem Leben, rannte Vati und Barry nach.

Weit vorn sah ich den Hund. Jetzt blieb er stehen, schnüffelte, sah aus, als dächte er nach. Dann machte er kehrt und lief schnell und zielbewußt in eine bestimmte Richtung. Geradewegs zum Kliff. Ich hatte Vati eingeholt, und wir rannten hinter Barry her, bis es uns schwarz vor den Augen wurde.

„Tante Edda ist mit Lillepus zum Arzt“, keuchte ich.

Vati nickte nur, und wir rannten weiter.

Jetzt waren wir am Warnschild. Vor unseren Füßen fiel das Kliff steil nach unten. Es war Flut, und der Strandstreifen auf dem verbotenen Teil der Küste war höchstens zwei Meter breit.

Barry lief, die Nase dicht am Boden, zu den Resten des schmalen Pfades, der sich

geschlängelt hatte. Jetzt war ein großes Loch auf halbem Wege. Da hatte es einen Erdrutsch gegeben.

„Britta!“ keuchte Vati. „Britta, die Höhle!“

Vati warf sich flach auf den Bauch und kroch bis zum äußersten Rand des Kliffs. Von dort konnte man eben noch die Einbuchtung, den Anfang der halb überdeckten Höhle sehen.

„Da ist doch... Du liebe Zeit! Britta! Bleib hier! Rühr dich nicht!“

Barry war schon fast unten auf dem gefährlichen Pfad. Vati lief ihm nach. Wie sollte er das schaffen! Ich wußte genau, wie groß die Lücke war und wie leicht es hier zu einem Rutsch kommen konnte.

Barry bewegte sich mit unglaublicher Wendigkeit und Sicherheit. Hatten seine berühmten Vorfahren sich so in den Alpen bewegt, hatten sie steile, schneedeckte Hänge so bewältigt, wie Barry jetzt unser gefährliches Kliff bewältigte?

Ich hielt mich an der Stange des Warnschildes fest und sah Vati nach. Da legte er sich auf den Rücken, ließ sich langsam hinein und stützte sich auf Fersen und Ellenbogen.

Für eine Sekunde ließ ich den Blick von Vati. Ich streckte mich nach vorne, so weit ich konnte, und jetzt sah ich, was Vati vorhin gesehen hatte:

Aus der kleinen Bucht, da, wo das Wasser sich eingefressen hatte, guckte der Bug eines kleinen, flachen Motorboots heraus!

Jetzt war Barry unten, auf dem schmalen,

Die Kurzgeschichte:

Wilde Erdbeeren

Von Hans Riebau

Die Familie war im Begriff, sich um den Fernsehapparat zu gruppieren. Der Vater stellte den Apparat ein, die Mutter blätterte im Programm. „Hört mal“, sagte sie, „heute wird ein Film gegeben. Der Film heißt „Wilde Erdbeeren“. Aber was steht in großen Buchstaben unter dem Titel? Für Jugendliche nicht geeignet!“

„Ja, und —?“ fragte Eva (siebzehn Jahre alt), „ich bin doch keine Jugendliche mehr!“

„Haha!“ lachte der Vater und stellte den Fernsehapparat wieder ab.

„Und ich bin neunzehn und in zwei Monaten Soldat“, sagte Peter. „Das wäre doch gelacht, wenn sich ein Soldat nicht einen Film im Fernsehen angucken dürfte.“

„Moment“, hob der Vater die Hand, „lachen kannst du später. Aber wenn die Leute vom Fernsehen schon selber sagen, daß der Film für Jugendliche ungeeignet ist, dann wollen wir nicht lange darüber streiten, wann ihr aufhört, Jugendliche zu sein. Wahrscheinlich ist der Film auch für Eltern ungeeignet. Ich schlage also vor, wir gehen den wilden Erdbeeren in großem Bogen aus dem Wege.“

„Ooch“, murkte Eva.

„Entschuldige, Pa“, rief Peter, „aber das ist ja schlimmer als auf dem Kasernenhof!“

„Dann wirst du dich bei der Bundeswehr von der Tyrannie deines Vaters erholen“, lachte die Mutter. „Aber weiß ich was? Wir gehen einfach nebenan ins Kino.“

Und so geschah es.

Die vier gingen ins Kino zur „Fair Lady“.

Als sie um halb elf wieder nach Hause kamen, war der Fernsehapparat eingeschaltet. Vor dem Bildschirm saßen in ihren Schlafzimmern der neunjährige Klaus und die achtjährige Ursula und guckten sich mit leuchtenden Augen die „Wilden Erdbeeren“ an.

Barry schüttelte sich gründlich wie nach einem erfrischenden Bad. Er hatte seine Pflicht erfüllt, so wie viele andere Barrys vor ihm ihre Pflichten bei Schnee und Sturm in den Alpen erfüllt hatten.

Der Mann im Boot interessierte ihn nicht mehr. Anscheinend interessierte er Paps ebensowenig. Denn der hatte sich auf einen Stein gesetzt und öffnete vorsichtig die Flügel des Triptychons. Lange blieb er sitzen, sah es sich aufmerksam an und merkte an,

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Pressebericht: Prometheusverlag, Gröbenzell

12. Fortsetzung

Ich kam wieder nach unten. Tante Edda wirtschaftete in der Küche herum.

„Wo ist das Mittagessen?“ fragte sie.

„In Barrys Bauch“, sagte ich. „Aber die Kartoffeln sind noch da.“

Es gab Spiegeleier und Bratkartoffeln, und nie hat uns eine Mahlzeit besser geschmeckt, glaubte ich.

Während wir aßen, kam der Gendarm. Vati und ich erzählten genau, was wir erlebt hatten. Leider konnten wir keine Beschreibung von dem Mann geben. Wir wußten nur, daß er mittelgroß, dunkel und schlank war, weiter nichts.

„Ich würde aber annehmen, daß er braune Augen hat“, fügte Vati hinzu. „Denn Lillepus hatte ihn mit meinem Schwiegersonn verwechselt, und der ist braunäugig.“

Marion machte eine Bewegung. Ich sah sie an. Sie sagte aber nichts. Das Boot sei weiß gewesen. Mehr wußten wir nicht. Wir hatten ja nur Augen für das Triptychon gehabt.

Der Gendarm verabschiedete sich, und wir fragten einander: „Wie und was sagen wir Bernadette? Und wann?“

„Sofort“, erklärte Vati. „Sie muß auf jedes Wort achten, das das Kind von sich gibt. Alles aufschreiben. Vielleicht kann man aus irgendwas Schlüsse ziehen. Etwas, was einem helfen kann, diesen Teufel, dieses Schwein zu erwischen. O Schreck! Wir haben etwas vergessen!“

Vati rannte dem Gendarm nach.

„He, halt, halt! Der Kerl hat einen Hundebiß am linken Arm! Hoffentlich einen recht tiefen!“ fügte er inbrünstig hinzu.

Wir wollten Einzelheiten über den Besuch beim Arzt wissen, aber Vati winkte ab: „Kinder, ich bin offen gestanden augenblicklich vollkommen fertig. Wenn Bernadette kommt, werden wir ja doch alles erzählen. Wartet bitte so lange!“

„Du sollst dich jetzt hinlegen, Benno“, sagte Tante Edda sanft und bestimmt.

Ich lächelte. Es war noch so neu und so sonderbar, daß Vati und Tante Edda sich duzten.

„Aber Bernadette...“ wandte Vati ein. „Ich muß doch...“

„Nein, mein Lieber!“ sagte Tante Edda mit ihrer warmen Stimme. „Du hast für heut genug getan. Mit Bernadette spreche ich.“

Als Bernadette kam, stand ihr Wagen auf dem Kai.

„Nanu“, sagte sie, „hast ihr ihn hergeschoben?“

„Nein“, sagte ich. „Barry hat ihn hergezogen. Bitte Platz nehmen, gnä‘ Frau. Fahr dich selbst nach Hause!“

„Ja, aber wer hat ihn hergeföhrt?“

„Das ist ein Geheimnis.“

„Ihr seid mir eine komische Bande“, sagte Bernadette und setzte sich ans Steuer. „Was macht meine Tochter?“

„Sie schläft“, sagte ich.

„Jetzt schon? Dann hat sie wohl einen anstrengenden Vormittag hinter sich! Ist sie brav und artig gewesen?“

„Vorbildlich. Paß auf das Steuer auf, sprich nicht beim Fahren“, sagte ich streng.

Es war Marion, die den Wagen hingefahren hatte und zu Fuß zurückgegangen war. Ich hatté dann auf Bernadette gewartet, den Autoschlüssel in der Hand nach Vatis Vorschlag.

„Wir dürfen nicht riskieren, daß hundert verschiedene Menschen sich auf Bernadette stürzen und fragen, ob das Kind gefunden ist“, hatte Vati gesagt. „Marion, es ist verboten, was ich von dir verlange, aber trotzdem: Fahr Britta zum Schiff. Wir halten dir die Daumen, daß unser guter Gendarm dich nicht nach dem Führerschein fragt!“

Das also hat Marion jedenfalls aus ihrer bunten Vergangenheit mitgebracht, dachte ich, daß irgend jemand ihr gesetzwidrig das Auto fahren beigebracht hat!

Alles klappte programmgemäß, und Bernadette kam fröhlich und nichtsahnend nach Hause.

„Na“, sagte Tante Edda, „alle Aufträge erledigt?“

„Klar. Außerdem hatte ich Zeit, euch etwas zu kaufen. Bitte sehr! Eine Riesentüte mit Schokolade und anderen Süßigkeiten wurde uns vor die Nase gehalten.

„Ich komme gleich“, sagte Bernadette. „Ich möchte nur nach meinem schlafenden Goldschatz gucken!“

Tante Edda stand auf.

„Ich gehe mit dir nach oben, Bernadette“, sagte sie.

Schneeweiß im Gesicht kam Bernadette wieder nach unten. Sie war ruhig und gefaßt, aber ihr Gesichtsausdruck — nun, den werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Sie ging zu Vati. „Bitte, erzählen Sie“, sagte sie leise. Auch ihre Stimme war ganz verändert. „Wir müssen darüber sprechen. Wir dürfen nicht warten.“

Vati erzählte, wie er und Marion zur Gendarmerie gefahren waren und Marion dann den Gendarmen zum Schiff gebracht hatte. Da war Vati der Gedanke ans Kliff und an diesen oden, leeren Strandstreifen gekommen. Es war gerade Flut, also konnte ein Boot höchstwahrscheinlich hineinfahren, ohne daß ein Mensch es sehen würde.

„Daß der Mann schleunigst versuchen würde, unsern Inselchen zu verlassen, war ja klar“, sagte Vati. Dann erzählte er weiter, wie er Barry und mich getroffen hatte, und ich berichtete von den beiden Stellen im Dünenras und von dem Zuckerpapier.

Tante Edda erzählte, daß sie beim Arzt sofort drangekommen war:

„Er hat Lillepus abgehört und festgestellt, daß Herz und Atmung völlig normal sind. Lillepus ist halb aufgewacht, hat ein bisschen gewimmert und weiterschlafen wollen. Sie muß ein Schlafmittel bekommen haben, hat der Arzt gesagt. Dann sind mir die Würfelpapierpapiere eingefallen. Er wollte gerade den Apotheker in Florida anrufen, da kam Benno.“

„Ich habe daraufhin das Telefongespräch selbst übernommen; der Apotheker ist ja mein Skatbruder“, fuhr Vati fort. „Er erinnerte sich an den Kunden, der nach einem Schlafmittel gefragt hatte. Ich erinnere mich sogar gut daran, denn ich dachte zuerst, es sei dein Schwiegersohn, Benno“, sagte er zu mir. Er wirkte nervös, und ich gab ihm das leichteste Schlafmittel, das ich in der Apotheke hatte, und auch nur eine winzige Menge. Es waren Tropfen, und ich habe ihm erklärt, man sollte fünf Tropfen auf einen Zuckerwürfel trüpfeln. Dann nahm der Doktor den Hörer und ließ sich genau erklären, um welches Mittel es sich handelte. Er konnte mich und Tante Edda trösten. Wenn Lillepus auch eine ganze Menge gekriegt hätte, wäre es nicht lebensgefährlich gewesen.“

„Wir geben dem kleinen Fräulein ein Brechmittel, und dann darf ihr sie mit nach Hause nehmen“, sagte er.

Ein Brechmittel ist zwar kein Vergnügen, aber eine Magenspülung in der Klinik wäre schlimmer. Lillepus bekam das Mittel, und dann hatte Tante Edda eine halbe Stunde mit Beckenhalten und Trösten zu tun. Völlig erschöpft schlief das Kind zuletzt in meinen Armen ein. Der Arzt kommt heute abend vorbei.“

„Wen Barry nicht gewesen wäre!“ sagte ich.

„Ja, wenn Barry nicht gewesen wäre“, wieholte Vati. „Wie glücklich wir waren, als wir Lillepus fanden, das brauche ich wohl nicht zu erzählen. Eines aber war merkwürdig: Barry suchte weiter.“

Als Britta und ich endlich auf dem Rücken waren, kam mir plötzlich der Gedanke, daß Lillepus' Entführung vielleicht nur ein Ablenkungsversuch gewesen war und uns vom Haus weglocken sollte, daß es sich also nicht um einen Kindesentführer im übelsten Sinn handelte und der Verbrecher es vielleicht auf etwas ganz anderes abgesehen hatte.“

„Dann hast du gerufen: Um Himmels willen, das Triptychon!“ sagte ich.

„Er hat es ja leicht gehabt“, bemerkte Ellen. „Der Schlüssel lag natürlich unter der

den ganzen Zusammenhang! Also, ich war doch im Geschäft bei Dorry...“

Ich erklärte schnell den anderen: „Dorry ist eine alte Bekannte vom Seehundrücken. Sie muß ein Schlafmittel bekommen haben, hat der Arzt gesagt. Dann sind mir die Würfelpapierpapiere eingefallen. Er wollte gerade den Apotheker in Florida anrufen, da kam Benno.“

„Eben! Dort entdeckten wir dieses Tretauto im Fenster, und ich ging hinein. Dorry fing natürlich von dem Triptychon an. Sie hatte alles im Fernsehen gesehen. Britta, du weißt ja, wie Dorry ist: Sie stellt immer tausend Fragen.“

„Die mein gutgläubiger Paps offen und unheimlich antwortet“, sagte ich. „Du hast natürlich alles erzählt, Paps! Daß das Triptychon nicht zu ersetzen ist, und daß es für hunderttausend Mark versichert wurde.“

„Ja. Ich habe ihr sogar mit den Händen gesagt, wie klein es ist, als sie sich nämlich darüber wunderte, daß 'so ein Altarbild', wie sie es nannte, in eine Wand hineingeckelt worden war. Uebrigens, das hat man ja auch im Fernsehen gezeigt!“

„Hat denn jemand dieses Gespräch angehört, Paps?“

„Das ist es ja eben! Hinter meinem Rücken stand ein Mann und wußte in den Ansichtskarten. Dorry wollte ihn schon bedienen, da sagte er nein, er könne warten, er möchte sich in aller Ruhe die Karten zusammensuchen. Na, dann hat Dorry mit Lillepus geplaudert, und Sie wissen, Frau Bernadette, Ihre Tochter ist genauso offenhertz wie ich. Sie erzählte von dem Spielplatz und was die anderen Kinder sagen würden, und Dorry sagte etwas über Verwöhnung und so. Und ich — warnte mal, was habe ich eigentlich gesagt? Ja, natürlich, ich sagte, die kleine Dame sei meine große Liebe auf die Welt, für sie könnte ich meinen letzten Groschen ausgeben. Ach, Kinder, ihr kennt mich doch, ihr wißt, was für Unsinne ich zusammenreden, wenn ich in Stimmung bin. Und in Lillepus' Gesellschaft muß man ja in Stimmung kommen. Unser kleiner Schatz!“

Das letzte kam mit einer leisen Stimme, voll Zärtlichkeit.

„Uebrigens“, fügte Vati hinzu, „wenn ich wegen des Triptychons einen Empreserbrief gekriegt hätte...“ Na gut, ich hätte die Presse, alle reichen Menschen, die ich kenne, jeden Einwohner vom Seehundrücken um Beiträge gebeten. Aber, Frau Bernadette, eins solen Sie wissen: Wäre es um Lillepus gegangen, hätte ich mein Haus verkauft, ich

„Dann hast du gerufen: Um Himmels willen, das Triptychon!“ sagte ich.

„Er hat es ja leicht gehabt“, bemerkte Ellen. „Der Schlüssel lag natürlich unter der

„Er hat doch gesagt, Herr Dieters habe ihn gebeten, Lillepus abzuholen.“

„Aber wie kriegt man den Kerl zu fassen?“ rief Vati. „Wieviel Millionen Männer gibt es in Deutschland, die dunkelhaarig, schlank und braunäugig sind? Dabei wissen wir nicht einmal sicher, ob er braune Augen hat.“

„Und er muß, er muß gefaßt werden!“ sagte Bernadette leidenschaftlich. „Nicht auszudenken, daß andere dasselbe erleben sollten! Wenn so ein Mensch wüßte, welche Not und welches Leid er verursacht! Oh, wenn ich gehaftet hätte — wenn ich hier gewesen wäre...“

Plötzlich brach Bernadette in ein wildes Schluchzen aus.

Wir ließen sie eine Weile weinen. Dann strich Tante Edda ihr übers Haar.

„So, Bernadette! Nun geh' raus und sieh' dir dein gesundes, schlafendes Kind an und dank' dem lieben Gott, daß du es bei dir hast.“

„Ach, Tante Edda!“ Sie stand auf. Ellen auch.

„Einen Augenblick, Bernadette! Warte eine Sekunde!“

Sie lief in den Flur und kam mit einem kleinen lederbezogenen Kasten zurück.

„Paf mal auf. Das hier hab' ich mir heut von meinem... äh... Bekannten geborgt. Es ist ein kleines Tonbandgerät mit Batterie. Ich dachte, es wäre wichtig, alles festzuhalten, was Lillepus sagt. Ihr wißt, wir sprachen davon, bevor Bernadette kam.“

„Prima, Ellen! Ausgezeichnet!“ lobte Vati.

Ellen, die das Gerät bedienen konnte, ging mit Bernadette nach oben. Wir sprachen leise weiter. Ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann mit einem kleinen weißen, schnellen Motorboot. Wie viele weiße Motorboote, wie viele mittelgroße schlanken Männer waren augenblicklich drüben auf Florida? Und wenn auch die Polizei einen verdächtigte, wenn er auch Lillepus gegenübergestellt würde — wer konnte sich auf die Aussage eines vierjährigen Kindes verlassen? Sie hatte den Mann ja für Pierre gehalten. Konnte sie sich nicht wieder irren? Klar!

Bernadette und Ellen kamen zurück.

„Hat sie was erzählt?“ Wir fragten vier-

stimmig.

„Nicht viel. Wartet, wir hören uns das Band an.“

Wir schwiegen und horchten.

„Schläfst du nicht, mein Schatz?“

„Habe Durst“, kam Lillepus' Stimme.

„Hier, mein Kind, trink Wasser. So, vor-

sichtig, Mutti hält das Glas.“

„Der Onkel hatte Saft in einer sooo klei-nen Puppenfäsche“, sagte Lillepus. „Und dann hatte er einen großen Ball. Wo ist der Ball?“

Wir lauschten weiter. Nach dem, was Lillepus sagte, war es anzunehmen, daß der Onkel sie mit dem Ball gelockt hatte, daß sie im Gras gesessen und er Saft auf Zuckerstücke geträufelt hatte.

„Was war das für ein Onkel?“ fragte Bernadette.

„Zuerst war es Onkel Pierre, und dann war es nicht Onkel Pierre“, sagte Lillepus. Dann verlangte sie mit schlaflicher Stimme mehr Wasser.

„Nun schlaf, Liebling“, sagte Bernadette. „Barry paßt auf dich auf. Schlaf schön, dann wird alles gut.“

Nun kam undeutliches Murmeln von Lillepus. Ich konnte die Worte nicht verstehen.

Aber Marion war hochgesprungen. Sie lief zum Tonbandgerät. Anscheinend konnte sie den Typ, denn sie stellte mit sicherem Hantieren einen Stellknopf an. „Na,“ sagte sie, „das Geleit der „unglü-ckigen“ und passierte am 3. Juli den Hauptstein.“

Am Südnimmeln sehen wir nur einen hellen Stern; es ist der Riese Antares im „Skorpion“. Der weitauftige Teil dieses Himmelssektors wird von dem ausgedehnten Bild des „Schlangenträgers“ eingenommen. Dem Zenit hat sich Vega in der „Leier“ genähert, westlich von ihm folgend Deneb im „Schwan“. Der Dritte im Bund der drei markanten Sommersterne ist Altair im „Adler“, dominierend am Osthimmel. Die Sternreihe der „Andromeda“ ist im Nordosten bereits über den Horizont gestiegen, der „Leier“ setzt dort seinen Fuß über den Gesichtskreis. In der „Haarschleife“ ist Almach entfernt sich wieder aus seiner markanten Stellung am Nordhimmel.

Fast in jeder dieser Monatsübersichten können wir etwas Neues über irgendeinen der so vielfältigen Himmelskörper berichten. Diesmal lenken die englischen Astronomen F. L. Low und B. J. Smith die Aufmerksamkeit auf den Stern R Mon, der schon dadurch bekannt war, daß das von ihm ausgestrahlte Licht sehr langweilig ist, der Stern also eine niedrige Temperatur hat. Die beiden Wissenschaftler fanden die Sonne R Mon im „Leier“ und das pekuliarische Licht hat zwei Helligkeitsmaxima. Das Licht steht nicht bei einem strahlenden Körper. Jeder hat sein Helligkeitsmaximum bei um so kürzerem (blauem) Licht, je heißer er ist. Aher es ist immer nur ein Maximum! Hat R Mon einen Begleiter, oder ist er von einer kosmischen Staubmasse umgeben, die eine Lücke aus dem Spektrum herausabsorbiert? Die Untersuchungen von Low und Smith sprechen eindeutig für die zweite Möglichkeit. Der Stern selbst befindet sich in einem frühen Entwicklungsstadium. Er strahlt also noch rötlich. Und hierin befindet sich eine sehr abgelegene Sonnenirre. Hier sind wir erstmals Zeuge der Entstehung eines Planetensystems! Anders lassen sich die Messungen nicht erklären.

Von den übrigen hellen Planeten haben wir nur Merkur und Saturn zu nennen. Letzterer bleibt unsichtbar. Saturn ist der einzige Planet der zweiten Nachhälfte. Er verläßt seinen Aufgang bis zum Monatssende auf kurz nach 22 Uhr.

Wir wissen, daß die Erde auf ihrer schwach elliptischen Bahn um die Sonne am 5. Juli, 14 Uhr, erreicht.

Dr. Heinrich Faust

Höhepunkt des Jahres schon wieder überschritten ist, daß die Tage schon wieder kürzer und die Nächte länger werden, noch ehe es richtig Sommer war. Die Veränderung geht glücklicherweise im Juli kaum merklich vor sich. Der Sternwächter muß es in Kauf nehmen, daß er jetzt nur die hellen Sterne sieht. Der Südnimmeln befindet sich jetzt die Planeten Venus, Jupiter und Mars am Westhimmel beobachtbar, doch die Zeit ist gegen ihre Sichtbarkeit. Venus, alle anderen Sterne sind gegen ihre Sichtbarkeit übertreffend, streift auf Regulus im Löwen zu, geht aber immer früher unter, am Monatssende schon vor unserer Berichtszeit, nämlich gegen 21 Uhr. Als Entscheidung dafür haben wir die Tatsache der größten Venusheiligkeit, die uns den Planeten sogar in den Tag hält. Jupiter und Mars am Osthimmel befinden sich jetzt ebenfalls im Südnimmeln.

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt
Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

13. Fortsetzung

Ich warf einen Blick auf Marions Bett und stützte. Mit weit offenen Augen lag sie da. Und da sah ich, wie sie schnell mit dem Zipfel des Bettuchs über ihre Augen wischte.

Ich stand auf und ging zu ihr rüber, setzte mich auf ihre Bettkante.

„Marion“, flüsterte ich. „Marion, kannst du nicht sprechen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir sind doch Freunde, Marion.“

„Gerade deswegen“, flüsterte sie.

„Aber Marion, du mußt dich aussprechen. Du erstickst, wenn du alles allein mit dir herumschleppst. Sprich mit irgend jemandem, mit Vati, mit Tante Edda!“

„Ich kann es nicht. Ihr seid alle zu gut zu mir.“

„Mit wem könntest du denn sprechen? Mit einem fremden Menschen?“

„Vielleicht. Vielleicht mit einem Juristen. Ich weiß nicht.“

„Hör, Marion! Ellens Freund ist Rechtsanwalt. Wie wäre es, wenn du versuchst, dich Ellen anzuvertrauen? Sie ist ein furchtbar netter Kerl, und sie ist nüchtern und praktisch veranlagt.“

Wieder wischte Marion sich die Augen. Ich streichelte ihre Wangen.

„Wenn ich dir bloß helfen könnte, Marion!“

Ihr Weinen wurde stärker. Nun flüsterte sie etwas, ich mußte hinhören, um es zu verstehen.

„Hätte ich bloß eine Mutter gehabt!“

Da schlug ich die Arme um sie. Ich vergaß meinen bösen Verdacht, ich vergaß, daß ich mit Vati sprechen wollte, daß wir die Polizei auf diese schreckliche Möglichkeit aufmerksam machen mußten. Ich wußte nur eins: Da weinte ein mutterloses, elternloses, tief unglimmiges Mädchen sich aus in den Armen eines anderen mutterlosen Mädchens.

In diesen Minuten wurden Marion und ich Freindinnen fürs Leben.

Als Ellen sich am folgenden Tag aufmachte, um auszugehen, ging Marion zu ihr hin. Sie wechselten ein paar Worte, Ellen nickte eifrig, und drehte sich zu uns um.

„Marion und ich haben etwas zu tun. Vielleicht kommen wir gar nicht zu Mittag. Da für bringen wir heute abend einen Gast mit, falls wir dürfen?“

„Ich darf!“

Sie verschwanden, und ich machte mich ans Putzen.

Mir war plötzlich viel, viel leichter ums Herz.

Rechtsanwalt Frank Liethbach war ein großer, blonder Mann, keine Illustratoren-schönheit, aber mit zwei klugen Augen in einem offenen, netten Gesicht.

Ellen strahlte, als sie ihn uns vorstellte. Man merkte deutlich, daß sie ihm viel über uns erzählt hatte, denn er schien uns alle zu kennen.

Wir saßen bei einem späten Nachmittagskaffee, als sie kamen. Ich beeilte mich, noch eine Kanne aufzubrühen und etwas mehr von dem Napfkuchen aufzuschneiden.

„Wo ist eigentlich Marion?“ fragte Bernadette.

„In meinem Zimmer in der Pension“, sagte Frank Liethbach. „Hoffentlich schläft sie.“

„Sie hat uns gebeichtet, daß sie seit acht- und vierzig Stunden beinahe nicht geschlafen hat“, erklärte Ellen. „Als wir sie verließen, war sie todmüde, erschöpft vom Erzählen.“

„Sie hat also erzählt?“

„Ja, Britta. Sie hat erzählt. Und jetzt werde ich euch berichten. Sie hat mir ausdrücklich ihre Erlaubnis gegeben.“

„Ich kann bloß nicht verstehen, warum sie nicht mit uns...“ begann Bernadette.

„Verstehen Sie das nicht?“ fragte Frank Liethbach. „Wissen Sie, Marion brauchte jemanden, der — ja, was soll ich sagen —, der ganz nüchtern zuhören konnte, der weder Sympathie noch Antipathie empfand.“

„Und der sich außerdem mit den Gesetzen auskennt“, ergänzte Ellen. „Wißt ihr, ich bin diejenige hier im Haus, mit der Marion eigentlich am wenigsten zu tun gehabt hat. Gerade deswegen konnte ich jetzt helfen. Und jetzt bitte ich euch zuzuhören. Ich habe viel zu erzählen und möchte nicht unterbrochen werden.“

Bernadette ging zum Fenster und vergewisserte sich, daß Lillepus und Inkens kleine Schwester Merve in aller Ruhe und Eintracht mit dem Tretauto im Garten spielten. Dann setzte sie sich hin. Alle Augen waren auf Ellen gerichtet.

Sie lehnte sich einen Augenblick im Sessel zurück und schloß die Augen. Dann richtete sie sich wieder auf und begann zu sprechen.

„Es war einmal ein kleines Mädchen, das Marion hieß. Sie war Waise und wohnte bei einem sehr prächtigen Onkel und einer sehr prächtigen Tante. In diesem Hause ging alles nach der Uhr, allein wie am Schnürchen. Die kleine Marion war ein aufgewecktes, lebhaftes Kind mit viel Phantasie und einem unberechnbaren Unternehmungsgeist. Leider verstanden der Onkel und die Tante wenig von Kindern. Marions Phantasien nannten sie Lügen und bestrafen sie dafür. Wenn Marion etwas unternommen wollte, wurde es verhindert. Sie hatte geschickte Finger, sie wollte nähern. „Dafür du mir die Nähmaschine nicht anrührst!“ sagte die Tante. Sie wollte in der Küche helfen. „Kinder haben nichts in der Küche zu suchen. Das Kochen be-sorge ich!“ sagte die Tante.

So war es immer. Das Kind lernte schließlich, lieber nicht zu fragen. Sie fing an, hinter dem Rücken der Pflegeeltern zu handeln, und sie machte tolle Sachen. Unter ihren Schulfreundinnen wurde ihr Mut sprichtwörtlich. Niemand wagte beim Schwimmen

solche Kopfsprünge wie Marion, niemand war beim Turnunterricht so waghalsig. Und niemand machte so verwegene Streiche wie sie. Sie stahl Süßigkeiten zu Hause; es war ein Nervenkitzel, sie fand es wunderbar, wenn es klappte. Auf diese Weise suchte sie einen Ausgleich für das, was ihr vorenthalten wurde. Der Schritt von den Süßigkeiten bis zur Geldbörse war nicht weit, bald stahl sie Groschen aus der Handtasche ihrer Tante, anfangs aus Sport, später entdeckte sie, daß es eine spannende Art war, zu Geld zu kommen. Einmal wurde sie ergriffen und bekam furchterfüllte Schläge. Das machte sie noch trotziger und waghalsiger.

In ihrem Herzen gab es einen sehr weichen Punkt: Sie liebte Tiere. Sie besuchte dauernd jene Schulfreundinnen, die einen Hund oder eine Katze hatten. Sie stahl Geld für Eintrittskarten in den Zoo. Ab und zu ging sie auch mit den Pflegeeltern hin, im Sonntagsputz und unter tausend Ermahnungen: „Mach dich nicht schmutzig!“ „Vorsicht mit dem feinen Kleid!“ Und dann wurde sie mitgeschleppt durch den Zoo, weitergeschleppt, sobald sie vor einem Gehege stehenblieb. Wenn es ihr gelungen war, den Blick eines Tieres zu fangen, Kontakt zwischen sich und dem schönen Geschöpf zu bekommen — zerrte eine Hand sie weiter.

Die kleine Marion war unsagbar einsam und — unsagbar trotzig. Ihr Haß den Pflegeeltern gegenüber erstreckte sich bald auf alle Erwachsenen. Jetzt machte es ihr Spaß, „krumme Dinge zu drehen“, es machte ihr Spaß, die Erwachsenen zu ärgern, ihnen Schaden zuzufügen. Sie hatte eine Lehrerin, die eine Bekannte der Tante war und mit dieser sozusagen zusammenarbeitete. Aus der Tasche dieser Lehrerin stahl sie einen Fünfzigmärkchen. Sie wurde ertappt und flog aus der Schule.

Marion war nun in ein Stadium gekommen, das gefährlicher war als alles andere: das Stadium der Gleichgültigkeit. Wie oft hat sie auch hier gesagt: „Es ist mir piepe!“ — „Es ist mir schnuppe!“ — „Es ist mir schurzegal!“ Dinge, derer wegen sie sich eigentlich hätte schämen müssen, brachten nur ein kaltes, spöttisches Lächeln auf ihr Gesicht.

Sie wurde von einer Freundin in einen Jazzkeller mitgenommen. Das war etwas für Marion! Die Leichen-Rhythmen, die leichten Musik, das unehemalige Tanzen! Sie lernte Burschen kennen, die sie zu Boxkämpfen mitnahmen, zu Pferderennen, zu allem, was spannend war.

Sie war sechzehn Jahre alt, und sie verließ sich in einen der Burschen. Die ganze Zärtlichkeit, die sie einmal ihren Eltern entgegengebracht hatte, die sie so gern einem Tier geschenkt hätte, die schenkte sie nun diesem Burschen. Er war der Anführer einer kleinen Bande, die allerletzt auftrat. Sie machten Lärm auf der Straße, sie fuhren wie die Wilden auf ihren Mopeds, sie waren frisch und laut, wohin sie kamen. Marion ließ sich mitreißen. Ohne daß es ihr selbst

Fernsehen: Die vier Burschen und die zwei Mädchen wurden ins Polizeipräsidium gebracht.

Marion kam mit einer Verwarnung davon. Kokos, der schon einundzwanzig war, erhielt zwei Monate Gefängnis.

Wie Marion zu uns kam, weiß ihr. Wie es ihr zumute war, werdet ihr jetzt verstehen. Noch war sie verliebt in diesen Kokos. Sie wollte auf ihn warten, denn in den letzten Zeiten war er wieder freundlicher zu ihr gewesen.

Solange sie verschlossen und hart blieb, war es nicht so schwer. Aber — sie lernte uns kennen, sie sah, wie glücklich wir waren, sie lernte das Familienleben kennen, und sie bald bei uns aufgenommen, wurde ohne Mißtrauen aufgenommen, wurde gepflegt, wurde selbst ein Familienmitglied in unserer komisch zusammengewürfelten Hausgemeinschaft. Ja, sie gewann uns lieb. Und nun focht sie täglich einen Kampf in sich aus. Einen Kampf zwischen zwei Welten — der unseren und der von Kokos.

Ellen schwieg einen Augenblick und zündete sich eine Zigarette an. Da wagte ich, sie zu unterbrechen: „Du hast nicht erzählt, wieso sie ausgerechnet nach dem Seehundrücken kam.“

„Ja, richtig! Als sie ausgerissen war, fuhr sie mit dem ersten Auto los, das anhielt. Dann war dies Auto am Ziel, und sie winkte wieder. Da kam der Wagen mit Pierre und seinem Freund. Als Pierre sagte: „Sie dürfen gern mitmachen, aber wir fahren nicht weit, nur zum Schiff nach dem Seehundrücken“, kam ihr der Gedanke: Das wäre vielleicht das Richtige. Wer sollte sie auf einer kleinen Nordseinsel suchen? Außerdem hätte sie so ein Gefühl, als könnte man von hier nach Dänemark gelangen.“

Sie wollte ja irgendwie Schlupfloch suchen und auf Kokos warten. Irgendwo hatte sie sich eine gehörige Erkältung geholt, und aus der Erkältung wurde eine Angina — den Rest kennt ihr.

Dann sah sie kürzlich die Übertragung von einem Boxkampf. Nun habt ihr richtig geraten. Auf dem Publikumsbild sah sie Kokos. Er war wieder draußen, und er war in Hamburg. Es war ja eine Übertragung aus Hamburg.

Jetzt hatte Marion es schwerer denn je. Sie kannte Kokos' Schlupflöcher und seine Annehmlichkeiten, so daß sie ihn finden konnte, wenn sie wollte. Andererseits hing sie an uns. Ja... wie soll ich es sagen? Ihr schlechtes Ich hing an ihm — das gute an uns.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Entschluß.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menschenseele nie ganz schwarz oder ganz weiß ist. Immer gibt es eine Grenzzone, eine graue Grenzzone, und sie ist bei den meisten Menschen sehr groß.

Dann kam der schreckliche Tag. Marion war genauso entsetzt und verzweifelt wie wir. Als sie erfuhr, Lillepus hatte den Fremden „Onkel Pierre“ genannt, kam ihr der

Marions glücklicher Entschluß

Roman von Berte Bratt

Presserechte: Prometheusverlag, Gröbenzell

14. Fortsetzung und Schluß

Ich hatte den Hörer schon in der Hand, dann ging die Tür hinter mir auf. Ohne mich umzudrehen, sagte ich:

„Moment, Tante Edda, ich komme gleich. Ich versuche nur, ob ich Pierre erwische!“

Da klang eine Stimme hinter mir:

„Das dürfte nicht schwer sein, Britta. Du schaffst es ohne Telefon.“

Ich drehte mich so schnell um, daß ich beinahe den Telefonapparat mitgezerrt hätte.

Da stand Pierre. Sein rechter Arm war ausgestreckt zum Grüßen. Sein linker lag um die Schultern von Marion.

„Erzählt wird nachher“, sagte Pierre. „Zuerst müssen wir was warmes trinken, und Marion muß sich umziehen. Sie läuft ja in einem kleinen Sommerfächchen durch die Gegend, und draußen ist es kühlt. Außerdem haben wir zwei Stunden in den Dünen gesessen, und ich habe mir den Mund fusselig gerad. Naß war es auch.“

Ich lief in die Küche und setzte den Teekessel auf.

„Darf ich euch beide umarmen, bevor ihr ans Umziehen geht?“ fragte ich dann.

„Na gut, aber schnell!“

Ich begann mit Marion. Sie bekam eine Riesenumarmung, und anschließend schob ich sie in unser Zimmer mit dem Bescheid, sie solle ihren warmen Pulli und trockene Strümpfe anziehen.

Dann folgten fünf Minuten, die keinen Menschen angehen. Die gehörten nur Pierre und mir.

Nach weiteren zehn Minuten saßen wir am Tisch. Da hörten wir draußen das Auto. Vati und Bernadette kamen zurück. Von oben erschien Tante Edda, und kurz danach waren auch Ellen und Frank Liethbach da.

Marion bekam eine Umarmung nach der anderen, sie wurde geküßt und gestreichelt. Zuletzt erschienen Barry und Columbine und zeigten durch Lecken, Wedeln, Auf-den-Schoß-Springen und Schnurren, wie glücklich sie waren.

„Also!“ sagte Vati. „Nun bitte alles im Zusammenhang! Wieso bist du plötzlich hier, verehrter Schwiegersohn?“

„Weil Nebel in Kopenhagen ist. Ich sollte für einen Kollegen einspringen und nach Kopenhagen fliegen. Daraus wurde aber nichts. Doch ich hatte es schon so organisiert, daß ich morgen frei habe. Ich wollte als Überraschung hier eintreffen — und dank dem herrlichen Nebel konnte ich also schon heute los. Ich kam um halb vier, und wen sehe ich auf der Landungsbrücke? Unsere Marion — ohne Gepäck, in Richtung Schiff! Gut, ich habe sie am Arm gepackt, und als sie sich losreißen wollte, kam mir ein Verdacht. Dann — nun ja, die Einzelheiten erzähle ich später! Jedenfalls habe ich sie zurückgeschleppt, und dann wanderten wir in die Dünen; Marion hat mir alles erzählt, was sie auch erzählt hat. Sie bekam fürchterliche Schimpfe. So was Dämmliches, euch verlassen zu wollen — so ein prämiertes Superschafskopf!“

„Man muß sagen, du hast ganz gut Deutsch gelernt“, brummte Vati trocken.

„Ja, aber stimmt das vielleicht nicht?“

„Natürlich stimmt es. Vorläufig bleibt du hier, Marion, verstanden? Du brauchst uns dringender denn je, und wir brauchen dich, ist das klar?“

„Ihr... ihr braucht mich?“

„Ja!“ rief ich. „Ich brauche dich, ich vor allem! Du bist ein Prachtmaedel, Marion. Außerdem bist du meine beste Freundin und...“

„Ich... bin ich...“

„Das bist du! Seit — na, wenn du es genau wissen willst: Seit heute früh um vier Uhr.“

„Was habt ihr um vier Uhr vorgehabt?“ fragte Vati.

„Ein Geheimnis!“ lachte ich. „Also, du bleibst hier, und wenn du noch einmal versuchst durchzubrechen, dann setzt es was! Nicht wahr, Paps?“

„Und ob! Mit dem Kochlöffel!“

„Aber Britta, wenn du heiratest, dann...“

Bernadette stand auf. Sie ging zu Marion. „Endlich kann unsreiner zu Wort kommen. Liebe Marion, möchtest du mit mir nach Frankfurt kommen? Willst du vorläufig bei uns als Kindermädchen und Haustochter arbeiten, und dann helfen wir dir, deine Zu-

kunft zu planen? Vielleicht kannst du in Frankfurt eine Schule besuchen oder in eine Lehre kommen?“

Marion sah Bernadette ins Gesicht. Es zuckte um ihren Mund, und die Stimme war heiser, als sie ganz leise antwortete:

„Ja, Bernadette. Furchtbar, furchtbar gern!“

„Und jetzt“, sagte Tante Edda, „jetzt soll unsere Marion ins Heiabettchen. Wie viele Stunden hast du seit vorgestern geschlafen?“

„Beinahe keine“, sagte Marion. Ihr Gesicht war grau von Müdigkeit.

Ich brachte sie ins Zimmer, ich half ihr beim Ausziehen, ich packte das Oberbett um sie.

„Es ist beinahe wie an meinem ersten Abend hier“, flüsterte Marion. „Ich danke dir, Britta. Für alles.“

Marion machte die Augen zu. Ihr Gesicht glättete sich, sie lag entspannt, gelöst, auf dem Rücken. Ihre Hand beantwortete meinen Händedruck.

Gleich darauf schlief sie.

Frankfurt, 15. Oktober

Liebste Britta!

Nun weiß ich nicht, womit ich anfangen soll, ich habe so viel zu erzählen! Das Wichtigste zuerst:

Ich habe einen Hund! Einen süßen, kleinen Hund, der mir allein gehört! Er war herrenlos, und ich habe ihn für fünf Mark im Hundesalz gekauft. Seine Rasse ist zweifelhaft, sein Stammbaum ist ein Gestüpp, und er ist herzallerliebst! Foto anbei. Sehen wir nicht glücklich aus, wir beide? Mein Goldschatz heißt Flockie und ist ein Mädchen. Barry kümmert sich um ihre Erziehung, und Lillepus sitzt in der Klemme. Sie weiß nicht, wen sie lieber hat, meine Flockie oder ihren eigenen Anton. (Bist Du froh, daß Du den Kater los bist, jetzt, wo Columbine wieder soweit ist?) Ich gratuliere Euch zur viele reiche Leute beisammen waren. Das

Wohnung! Ihr werdet also Weihnachten im eigenen Heim feiern. Oder bleibt Ihr auf dem Seehundstrücken und feiert mit Deinen Eltern? (Das darf ich doch sagen? Es ist so kompliziert, immer „Dein Vater und Tante Edda“ zu schreiben.)

Ach, Britta, ich habe es so schön hier, nie war ich so glücklich und zufrieden! Ich denke jeden Tag an Euch, an unser Familienleben letzten Sommer, an all das, was Ihr für mich getan habt.

Von Eilen bekam ich neulich einen Brief. Sie erzählte, daß sie kurz nach Weihnachten heiratet. Du liebe Zeit, wir kommen aus dem Hochzeitsgeschenke-Kaufhaus gar nicht raus!

Onkel Joachim hat mir übrigens etwas Geld lockergemacht, ich besitze ja etwas von meinen Eltern. Außerdem will Bernadette mir unbedingt hier etwas zahlen für die paar Besorgungen, die ich mache, und die paar Kinderhöschen, die ich wasche. Der gute Onkel ist anscheinend ungeheuer erleichtert, weil ich vorläufig sicher untergebracht bin. Nun ja, ich fange hier an zu begreifen, daß er es mit mir nicht leicht gehabt hat. Aber warum haben sie mich so dämlich behandelt?

Doch zurück zu Ellens Brief. Sie erzählt wieder, was Dich auch interessieren wird, ja Euch alle.

Frank Liethbach hat das ganze Gerichtsverfahren gegen Kokos mit angehört. Unsere oder vielmehr Eure Theorie war vollkommen richtig. Es war Kokos, der in Dorrys Laden gewesen war. Dort kam ihm die Idee für das ganz tolle Ding. Er steckte die Zukkerstücke vom Strandcafe ein. Er war in der Apotheke. Und er glaubte immer, Lillepus wäre die Tochter von Onkel Benno. Es wurde auch geklärt, wieso er plötzlich auf Florida aufkreuzte. Er hatte das kleine Boot organisiert, und als er von der großen Regatta las, kam ihm der Gedanke, daß müßte man doch etwas drehen können, dort, wo so Eilen sie mich so dämlich behandelt?

Ich freue mich, freue mich, freue mich! Ach, Britta, wenn ich mir vorstelle, nicht immer den Abstand und die Glaswand oder die Gitterstäbe zwischen dem Tier und mir zu haben — die Tiere zu pflegen und zu futtern und bei ihnen sauberzumachen, mit ihnen zu plaudern, ihre Freundschaft zu gewinnen — o Britta, ich freue mich!

Ich muß aufhören. Lillepus soll vom Kindergarten geholt werden, und Flockie muß raus.

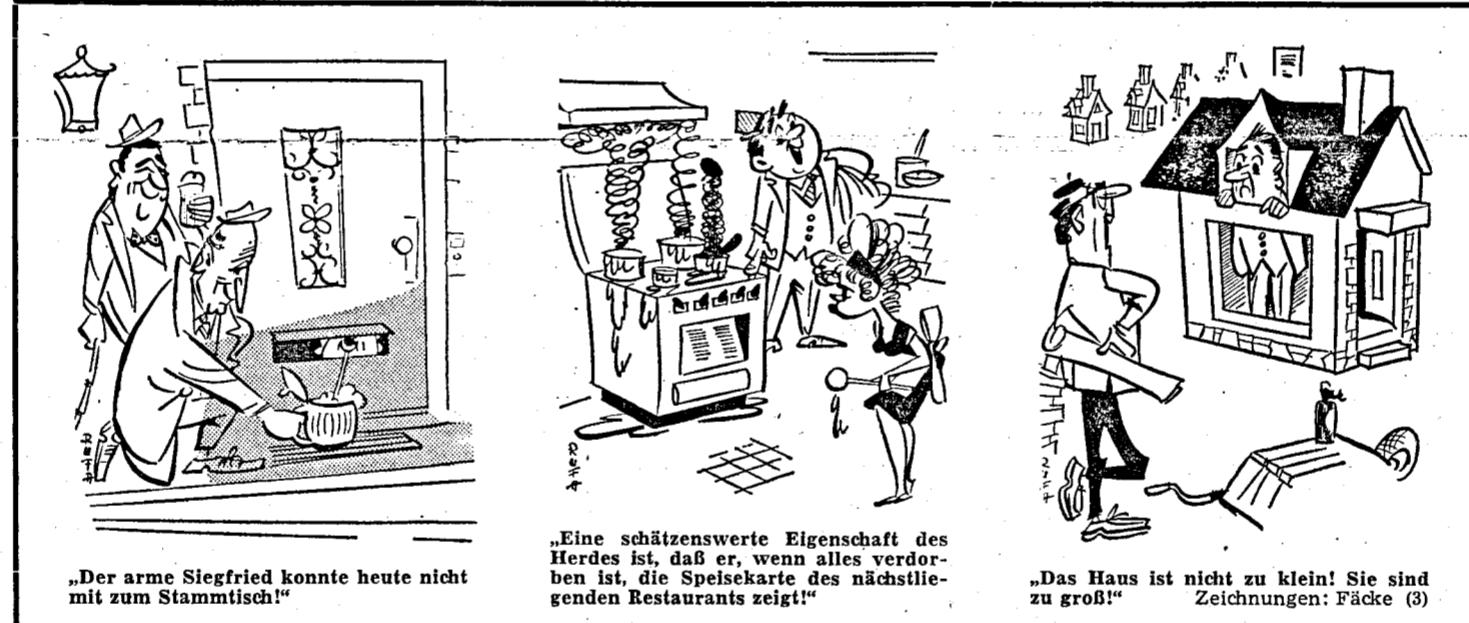
Grüß Deinen Pierre, grüß Deine Eltern und Columbine.

Liebste Britta! Wenn Du wüßtest, wie ich die Angina segne, die mich damals zu Euch gebracht hat.

Tausend liebe Grüße

Deine Marion

Ende



Der Tod der Rosen und der Rittersporne

Von Jo Hanns Rösler

Es gilt von den Rosen und Ritterspornen Abschied zu nehmen. Nicht nur für dieses Jahr, sondern für immer. Sie sind zum Sternen verurteilt.

Ich sitze im Garten und habe die Sonntagsnummer einer Zeitung vor mir. Ich lese darin, schüttle den Kopf. Dann stehe ich auf und trage meine Zeitung hinüber zum großen Beet der blauen Rittersporne, die sich zum zweiten Blühen anschicken. Rechts von mir der kleine Rosenhain mit den Hochstämmen der roten Superstar und der weißen Virgo, und davor, wie kniend, auf Halbstämmen, die gelben Rosen der Goldkrone, ihr Blütenprunk einer goldenen Krone gleich. Ich komme gar nicht dazu, ihnen guten Morgen zu sagen, sie seien mein bekümmerter Gesicht und richten sich fragend auf: „Was ist geschehen, Johannes?“

Nichts ist geschehen. Ich habe nur in der Zeitung die Grundstückspreise gelesen: Achtzig Mark der Quadratmeter, oft hundert, manchmal sogar hundertzwanzig, und dann noch als günstiger Gelegenheitskauf angepriesen. Wenn es noch im Zeitraum einer Großstadt wäre, neben der Kirche und neben dem Rathaus, da ist der Grund und Boden verständlicherweise teuer, aber die Angebote, die ich finde, liegen vom Zentrum zehn, zwanzig Kilometer entfernt, in den Vororten, wo die Leute früher ihre Häuser mit Gärten bauten, den weiten Anmarschweg zur Arbeit für die Gartenfreuden in Kauf nehmen. Wer aber vermag heute noch von einem Garten mit Blumen zu träumen, wenn ein einziger Quadratmeter hundert Mark kostet! Ein einziger Quadratmeter, der knapp Raum bietet für eine einzige Hochstammrose oder eine Pflanze des blauen Rittersporne, der im Alter gar drei Quadratmeter braucht. Ein Rittersporn will in Gemeinschaft leben, um seine Schönheit voll zu entfalten. Ein einsamer Rosenbaum, an die Wand gedrückt oder neben der Mülltonne, führt ein gar trauriges Leben. Sie müssen schon zu viert, besser zu acht nebeneinanderstehen, und dann kosten acht Rosenbäume mit allem Drum und Dran den Rosenfreund

bare tausend ersparte Mark, die er meist freie Land, wo vielleicht ihr Großvater noch einen richtigen Garten hat, mit Pfingstrosen, Akelei, Glockenblumen, Erdbeerbeeten und Johanniskrautbüschen. Aber auch die Großväter beginnen schon, ihr alten Gärten zu parzellen und Bungalows anstelle der Blumenbeete zu setzen, verführt von den Maklern, verlockt von den Angeboten, vergessen von der Gnade ihres Glaubens, daß auch Blumen Geschöpfe Gottes sind, und daß das Geld stets aus der Hand des Teufels kommt, wenn es gilt, die letzten Reste des besinnlichen Lebens und des schöpferischen Glücks zu vernichten.

Häuser haben ihr Preis. Ein Dach über dem Kopf muß sein. Wo ein Haus steht, hat der Grund und Boden nebensächliche Bedeutung. In einem Haus werden Kinder geboren, in jeder Wohnung sitzt eine Mutter und hilft dem Kind bei den Schularbeiten, in jedem Schlafzimmer schlafst sich ein Mensch wieder gesund oder macht seinen letzten Atemzug. Rechtem wir also hier nicht über den Preis des Quadratmeters, auf dem das Haus steht — Häuser müssen sein. Aber Rosen und Rittersporn müssen nicht sein. Sie werden auch nicht mehr sein. Für den Preis, den sie heute für einen Garten verlangen, kann man einen Sohn studieren lassen, seiner Tochter ein Heiratsgut mitgeben oder sich für das Alter eine bescheidene Lebensrente sichern. Welcher Gartenfreund vermag es zu verantworten, für den gleichen Preis Rosen auf ein Beet zu setzen oder einen Garten mit Rittersporn zu bepflanzen, die nichts anderes als der Freude dienen?

So werden die Rosen immer seltener in den Städten werden. Man wird sie nur noch in öffentlichen Anlagen sehen. Es gibt keine Rosenbäume mehr im Privatbesitz, so wie die Kirschbäume in den Gärten der Vororte ausgestorben sind, auf denen wir noch als Kinder herumkletterten. Unsere Kinder und Enkel werden, wie sie heute in den Zoologischen Gärten gehen, um Tiere zu sehen, in absehbarer Zeit in den Botanischen Gärten gehen müssen, wenn sie wissen wollen, wie eine Rose am Stamm wächst oder der Rittersporn als blauer Dom über der Erde steht. Oder sie müssen weit hinaustahren auf ferenz. Die Journalisten waren begeistert.

Boot hatte er; es war leicht hinzukommen und in dem Menschen gewühl unterzutauchen.

Nachdem er das Gespräch zwischen Dorry und Onkel Benno belauscht hatte, machte er eine Erkundungsfahrt um den Seehundsrücken und entdeckte — durch ein gestohlenes Fernglas, nebenbei gesagt — den öden Strandstreifen, die Höhle und die Warnschilder. Damit war sein Plan gefaßt.

Wenn Barry nicht gewesen wäre! Wenn Lillepus aufgewacht und zum Kliff gelaufen wäre! Ich bin ja selbst einmal da gewesen. O ja, jetzt fällt mir das auch ein: Ich habe es gelegentl., aber natürlich war ich es. Warum ich es tat? Ach, Britta, das ist so schwer zu erklären. Wenn man jahrelang immer nur das gesucht hat, was verboten war, wenn man so lange auf der Jagd nach „spannenden“ Dingen war... weißt Du, ich mußte etwas erleben, mußte etwas tun, was gefährlich war, mußte etwas riskieren — ja, es war dumm, es war blöd, und ich werde nie mehr solchen Unsinn machen!

Nun, ich wollte Dir dies alles erzählen. Sonst versche ich, die ganze schreckliche Geschichte zu vergessen, das heißt, das kann ich ja nie, aber ich versuche, nicht mehr daran zu denken.

Nur eins, bevor ich dieses Thema für immer verlasse:

Meine Liebe zu Kokos ist tot, vollkommen und endgültig. Was ich jetzt empfinde, ist ja, ich glaube, es ist Mitleid. Mitleid mit einem Menschen, dem man nicht mehr helfen kann. Oder kann man? Glaubst Du an Wunder?

So, Britta, und nun zurück zu uns, zu mir und dem Allerschönsten, zu der Neugier, die ich bis zuletzt aufgehoben habe:

Ich habe meinen Beruf gefunden.

Den Beruf, für den ich geboren bin.

Asbjörn hat mir geholfen. Ich komme am 1. April in die Lehre. Als — rate doch mal! Tierwärterin!

Welt! Du, daß das ein richtiges Handwerk ist, mit Lehrzeit und Prüfung und allem? Also, ich fange hier in dem schönen Zoo in dem wir, nebenbei gesagt, jeden Sonntag verbringen) als Lehrling an.

Ich freue mich, freue mich, freue mich! Ach, Britta, wenn ich mir vorstelle, nicht immer den Abstand und die Glaswand oder die Gitterstäbe zwischen dem Tier und mir zu haben — die Tiere zu pflegen und zu futtern und bei ihnen sauberzumachen, mit ihnen zu plaudern, ihre Freundschaft zu gewinnen — o Britta, ich freue mich!

Ich muß aufhören. Lillepus soll vom Kindergarten geholt werden, und Flockie muß raus.

Grüß Deinen Pierre, grüß Deine Eltern und Columbine.

Liebste Britta! Wenn Du wüßtest, wie ich die Angina segne, die mich damals zu Euch gebracht hat.

Tausend liebe Grüße

Deine Marion

Ende

Die Kurzgeschichte:

Schlechter Tag

Von Wolfgang W. Bröll

Tom ist sehr reich. Er besitzt ein Anwesen in Kalifornien, einen überdimensionalen Wagen und eine Großmutter. Tom ist Teddymans Schulfreund.

„Herzlich willkommen!“ sagt Tom, als Teddymann und Baby zum Besuch eintreffen.

„Ich freue mich!“ antwortet Teddymann, dabei rutscht er aus und gleitet auf seinem Riechorgan die sechs Stufen der Freitreppe herunter.

„Oho!“ ruft Tom mitföhrend.

„Macht nichts“, sagt Teddymann. „Ich habe heute meinen schlechten Tag. Da kann man nichts machen.“

Etwas später wird ihm Toms Großmutter vorgestellt. Teddymans Verbeugung fällt zu schwungvoll aus. Zwei Köpfe knallen zusammen und Toms Großmutter wird groggig auf die Couch gebettet.

„Ich habe heute meinen schlechten Tag“, sagt Teddymann resigniert. Was soll er auch sonst noch dazu sagen?

„Macht nichts“, tröstet ihn